

streiten



PFARRBRIEF

St. Agnes _ St. Kunibert _ St. Ursula _ St. Gertrud

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,

selten habe ich einen Text so ungern geschrieben wie diesen. Daher habe ich mich lange vor ihm gedrückt. Noch länger aufschieben geht aber nicht mehr. Mist.

Über Streit zu schreiben finde ich schwierig. Unangenehm. Ich streite nicht gern. Präziser: Ich habe nicht gerne Krach mit anderen Menschen. Vor einiger Zeit habe ich vergessen, jemandem etwas zurückzugeben. Etwas, was ihm sehr viel bedeutet. Ich habe es einfach vergessen. Das darf nicht passieren, aber es passiert. Ein grober Fehler. Und dann stand der Mensch eines Tages vor mir und war sehr wütend. Ich habe mich schlecht gefühlt. Ich will nicht, dass jemand wütend auf mich ist, ich will viel lieber, dass mich jemand mag. Am liebsten alle Menschen. Auf der ganzen Welt. Aber das ist halt nicht immer so.



Andererseits streite ich gern – um der Sache willen. Und ich weiß, wie toll das sein kann. Ich war fünf Jahre lang Diözesanleiter der Katholischen jungen Gemeinde. Vielleicht habe ich von den Jugendlichen gelernt, dass zum Streiten eine Kultur gehört – die Kunst der sachlichen Auseinandersetzung um das bessere Argument. Denn wo eine Streitkultur beherrscht wird, da gelingt auch der Streit. Und kann sogar segensreich sein. Immer wieder war ich begeistert, wie diszipliniert Jugendliche stritten, zum Beispiel in ihren Konferenzen. Dabei half vor allem ein Regelwerk: eine Liste der Redenden, eine begrenzte Länge der Debattenbeiträge, eine strukturierte Ta-

gesordnung, eine Moderation und vieles mehr. Das Ergebnis: Respekt vor dem anderen und seinem Argument. Manchmal wurde am Ende der Debatte abgestimmt. Und die Unterlegenen waren selten sauer. Entscheidungen wurden von allen gemeinsam getragen. Junge Menschen leben Demokratie mitten in der Kirche. Beeindruckend.

Brauchen wir mehr von solchem Streit in der Kirche? Eindeutig ja, schreibt die Redakteurin Christiane Florin in diesem Heft. Denn schon Jesus stoße Tische um und gebe den Eltern Widerworte. Der Theologe Wilhelm Bruners sagt: Wer mit Gott streiten lernt, lernt mit Menschen kultiviert zu streiten. Die Psalmen seien ein Beleg dafür. Thomas Frings, Pfarrvikar in Herz Jesu und Mauritius, und die Richterinnen Gabriele Bos sprechen darüber, wo und wie sie streiten. Hilde Naurath porträtiert einen Baumhausbewohner im Hambacher Forst und zeigt die Gratwanderung von Streit auf. Klaus Nelißen hat in einem Boxclub im Viertel festgestellt: Wer Boxer trainiert, ist ein guter Menschenkenner. Schließlich spricht der neue leitende Pfarrer der Innenstadt Dominik Meiring über seine ersten Schritte als City-Pfarrer – und warum es sich lohnt, um neue pastorale Schritte zu streiten.

Zurück zu dem Menschen vom Anfang der Geschichte. Ich habe am Tag nach dem Streit bei ihm geklingelt. Ich bin mit dem Aufzug hochgefahren. Er stand in der Wohnungstür. Ich habe ihn um Verzeihung gebeten und ihm die Sachen zurückgegeben. Versöhnung ist so verflucht schwer, aber es gehört zum Krach dazu. Er sagte: „Soll ich Ihnen nun den Kopf abschlagen?“ Dann hat er mich geknufft und gelacht.

Da war ich sehr erleichtert.

Eine inspirierende Lektüre wünscht Ihnen Ihr Peter Otten, Pastoralreferent



2/2018 Titelthema // streiten

// Titelthema

- » In einer Hotellobby bin ich mal explodiert, da sind alle rausgegangen « _____ 4
- » Hätte Kain die Psalmen gekannt... « _____ 9
- Streitwert _____ 11
- #ichbinhier _____ 12
- » Wir müssen tun, was immer notwendig ist « _____ 15
- » Das ist mein Gottesdienst « _____ 20

// Weitere Themen

- » Der Priester ist nicht der Allmächtige « _____ 24
- Die Jugendlichen sagten Ja! _____ 29
- Ohne die Nord-Süd-Fahrt gäbe es die Thomaskirche nicht _____ 31

// Rubriken

- Nachrichten _____ 34
- Getauft & Verstorben _____ 38
- Fragebogen _____ 39
- Impressum _____ 39



»In einer Hotellobby bin ich mal explodiert, da sind alle rausgegangen«

Wofür lohnt es sich zu streiten? Wie lassen sich Konflikte besser regeln? Und wie ist das mit der Vergebung? Eine Richterin und ein Pfarrer diskutieren.

Text: Jürgen Salz, Judith Uebing

Fotos: Peter Otten

Thomas Frings, Großneffe des Kölner Kardinals Josef Frings, gilt als streitbarer Priester. 2016 legte er sein Priesteramt im Bistum Münster nieder, sprach vom „Bedeutungsverlust vom in der Kirche gelebten Glauben“. Seit 1. November 2018 ist Frings als Pfarrvikar in der Kölner Innenstadtgemeinde vor allem in den Pfarreien Herz Jesu und St. Mauritius tätig. Gabriele Bos ist als Streitschlichterin gefragt. Sie arbeitet als Richterin am Amtsgericht Köln; unter anderem muss sie dabei über Pädophile urteilen. „Mir ist niemand unsympathisch“, sagt Bos über sich. Streit könne sie gut aushalten.

Worüber haben Sie denn zuletzt gestritten?

Thomas Frings: Ich bin wirklich harmoniebedürftig, ich hab' es gerne, wenn man sich verträgt. Man kann unterschiedlicher Meinung sein und diese ruhig auch offen vertreten, aber Streit ist etwas, das mich innerlich unruhig macht.

Nervt Sie Streit? Fühlen Sie sich dann gleich schlecht?

Frings: Ja. Wenn Streit ist,ühl' ich mich schlecht! In der ersten Gemeinde als Pfarrer hatte ich mit

jemandem im Pfarrgemeinderat Streit. Ich hab schlecht geschlafen vorher, weil ich wusste, dass er sonntags in der ersten Reihe sitzt. Im Vorfeld habe ich dann gedacht, dass ich beim Friedensgruß zu ihm gehen muss. Sonst ist die ganze Feier eine Farce.

Wo würden Sie die Grenze ziehen? Wo wird die Diskussion zum Streit und umgekehrt?

Frings: Wenn mir die gute Absicht abgesprochen wird. Wenn die schlechteste aller möglichen Interpretationen die einzige ist. Das ist Streit.

Wie ist das bei Ihnen? Schlafen Sie auch schlecht, wenn Sie sich streiten?

Gabriele Bos: Ich schlafe auch schlecht, wenn ich mich streite. Streit ist für mich etwas, was länger dauert. Sonst sind das für mich kleine Meinungsverschiedenheiten. Ich habe Kinder, die in der Pubertät sind – da kann ich mich jetzt aus dem Stand an zehn Situationen in den letzten drei Tagen erinnern, in denen es Meinungsverschiedenheiten gab.

Haben Sie einen Tipp, wie man besser streiten kann?

Frings: Streit hat auch etwas mit Lautstärke zu tun.

Bos: Besser streiten ist, den anderen ausreden



Thomas Frings:
„Ich bin wirklich
harmoniebedürftig.“

Frings: Wenn die Sachebene verlassen wird und es auf die Personenebene wechselt, dann kommt Streit auf. Ich kann über jedes Thema diskutieren, aber wenn es persönlich wird, dann fühle ich mich angegriffen. Es gibt so Momente, da scheint der Nerv getroffen zu sein, und dann ... hui! Aber ich weiß, dass man besser vorher rausgeht. Sonst kann ich auch schon mal explodieren.

Trotz aller Harmoniebedürftigkeit?

Frings: In einer Hotellobby bin ich schon mal explodiert – und da sind alle Leute rausgegangen. Schlagartig geleert, so sehr habe ich meiner Wut Ausdruck verliehen in dem Moment. Daran erinnere ich mich immer wieder und daran, dass ich vorher aufpassen muss. Aber es geht halt relativ schnell. Ich hab' einen Freund, der 18 Jahre gesessen hat, wegen hoher Aggressivität und Brutalität, und ich bewundere den, dass er seit 20 Jahren ohne Rückfall ist. Er weiß das und kann damit umgehen. Der ist eher Soziophobiker geworden, zieht sich aus der Öffentlichkeit zurück in dem Wissen, dass er sich da schlecht präsentiert hat und aufpassen muss. Ich habe erlebt, dass er tatsächlich sofort geht. Ich bewundere ihn für den Wandel, den er vollzogen hat.

Worüber lohnt es sich zu streiten?

Bos: Wenn ich mich ungerecht behandelt fühle oder meine, jemand verhält sich nicht gerecht anderen gegenüber. Darüber kann ich mich richtig schnell aufregen. Aber auch sonst gibt es im Alltag Konflikte, bei denen es sich zu streiten lohnt. Sich in Beziehungen auseinanderzusetzen, in der Familie mit den Kindern. Das gehört dazu.

Frings: Wenn mir oder auch einem anderen wirklich Unrecht widerfährt, dann darf ich nicht

zu lassen. Erstmal aufzunehmen, was der andere gesagt hat, und nicht sofort zu erwidern. Ein paar Sekunden verstreichen lassen, um die Ruhe zu bewahren. Oft ist man emotional so betroffen, dass man direkt in eine Rechtfertigung kommt, und es ist immer gut, das eben nicht zu tun. Das ist schwer, je emotionaler und je heftiger gestritten wird. Und nicht jeden Satz mit ‚aber‘ anzufangen, ist auch besser.

Frings: Sich in die Situation des anderen zu versetzen, das hilft. Ohne, dass ich ihm gleich zustimme. Aber ich versuche, ihn zu verstehen.

Gelingt Ihnen das immer?

Frings: Immer nicht, natürlich nicht. Ich will auch gar nicht streiten.

Bos: Mir fällt Streit schwer, wenn jemand unsachlich wird. Wenn jemand nicht seine Argumente sagt, sondern mit Vorwürfen operiert, und auch nicht richtig dem folgen kann, was ich sage. Dann geht es auch nicht mehr weiter, weil es nicht mehr konstruktiv ist. Ich selber kann nur schwer sofort meine eigenen Fehler eingestehen. Mit etwas Abstand gelingt mir das aber doch. Das wird mir in meiner Familie auch hoch angerechnet.

zurückweichen. Über alltägliche Lappalien lohnt es sich dagegen nicht zu streiten.

Bos: Zunächst muss man herausfinden, was geschehen ist. Das ist ein bisschen wie beim Glauben; die hundertprozentige Wahrheit ist schwer zu finden.

Sie arbeiten beide in Berufen, in denen Sie immer wieder ausgleichen müssen, beide Seiten sehen müssen ...

Frings: Da glaube ich, dass Sie, Frau Bos, beruflich viel mehr damit zu tun haben. Bei mir gibt es eine wichtige Sache: die Einheit der Gemeinde zu wahren. Dafür muss man ausgleichend sein!

Bos: Ich merke bei vielen Kolleginnen und Kollegen von mir, dass wir alle nicht gerne streiten, dass wir alle dieses Harmoniebedürftige haben und eigentlich einen Frieden herstellen wollen. Wären wir selber vom Temperament her schon streitlustig, wären wir fehl am Platz. Wir sitzen in der Mitte, es gibt immer zwei Seiten. Und wir müssen natürlich genau gucken; die Opfer und die Geschädigten sehen und gleichzeitig auch den Angeklagten, der ein Mensch ist, der ein Leben hat. Da geht es um ein Leben, über das gerichtet wird. Die Angeklagten sind meistens Menschen, die sehr viel Leid in ihrem Leben erlebt haben. Wir haben zum Beispiel Missbrauchsverfahren mit kleinen Kindern. Da fordert Volkes Stimme dann ganz schnell die härteste Strafe. Und die Tat ist ja auch ganz schlimm. Hinten im Gerichtssaal sitzen dann Eltern und Großeltern und vor mir der Mensch, der das möglicherweise getan hat. Das zerreißt einen. Eine Tat ist für mich nie so schlimm, dass der Angeklagte als Mensch nicht mehr existiert.

Was geht da in Ihnen vor? Machen Sie so etwas mit sich selber aus?

Bos: Das macht man schon mit sich aus. Aber mir ist niemand unsympathisch! Das ist natürlich ein großes Glück. Vielleicht lernt man das auch

ein bisschen, ich bin jetzt 20 Jahre in dem Beruf. Nochmal zum Thema Missbrauch: Viele sind halt wirklich ‚kern-pädophil‘ und das kann man auch nicht therapieren, aber man muss eben trotzdem helfen. Man muss dann die Allgemeinheit schützen. Wenn es nicht therapierbar ist und der Täter eine Gefahr darstellt, gibt es nur die Unfreiheit, in der Klinik oder der Justizvollzugsanstalt. Aber trotzdem müssen wir uns diesen Menschen nähern. Es werden auch Ärzte und Psychiater und Psychologen befragt, die versuchen, das zu erklären. Das muss man sich als Richterin oder Richter ohne Vorurteil anhören und sich danach eine Überzeugung bilden. Nicht jeder Täter macht das aus dem gleichem Motiv. Es ist ganz wichtig, dass man dem einzelnen Menschen gerecht wird.

Was hilft Ihnen dabei, Streit zu ertragen?

Bos: Ich würde schon sagen, dass ich Streit sehr gut aushalten kann. Vielleicht, weil ich immer viel Streit erlebt habe in meinem Leben, ich in mir so stabil bin – mich kann das nicht so schnell erschüttern, ich nehme das nicht persönlich. Es ist ja auch nicht mein Streit. Auch wenn ich als Richterin persönlich oft angegriffen werde.

Wie ist es bei Ihnen, Herr Frings – können Sie jedem vergeben?

Frings: Da muss der andere ja um Vergebung bitten. Ich habe einen Fall, da habe ich mich in meiner früheren Pfarrei sehr für eine Mitarbeiterin eingesetzt, sodass sie über die Altersgrenze hinaus noch stundenweise beschäftigt werden konnte, weil es finanziell bei ihr knapp war. Wir wollten das nicht in alle Ewigkeit machen, das war auch klar. Als unser Kirchenvorstand nach drei Jahren erst noch einmal für ein halbes Jahr und dann aber endgültig nicht mehr verlängert hat, war sie am nächsten Tag sofort vor Gericht und hat mich verklagt. Da bin ich bis heute so

böse drauf, der gebe ich nicht die Hand. Sie hat auch nie um Entschuldigung deswegen gebeten.

Haben Sie aus der Bibel oder aus dem Glauben etwas über Streiten oder Konfliktmanagement gelernt?

Frings: Nein. Ganz spontan.

Bos: Ein gutes Beispiel ist, dass man sich in der Messe den Friedensgruß gibt. Ich finde das toll, dass man dann doch vergeben kann. Wir feiern zusammen die heilige Messe. Da müssen wir weltliche Streitigkeiten vergessen. Ich finde, das ist ein gutes Grundprinzip für das Leben: Sich generell darauf zu besinnen, dass es etwas Wichtigeres und Größeres gibt. Diese kleinen Alltagsachen, die belasten sehr, aber eigentlich geht es doch um viel mehr.

Muss in der Kirche mehr gestritten werden? Um Positionen oder Konventionen etwa?

Frings: Ich hab’ schon den Eindruck, dass wir in der Kirche zurzeit sehr viel streiten um Richtungen – und zwar grundsätzlich.

Bos: Das ist aber nicht schlecht.

Frings: Nein, aber wir streiten oft schlecht. In der Kirche gibt es nicht zu wenig Streit. Probleme haben wir genug und darüber wird zum Teil auch Gott sei Dank gestritten. Ich bin sehr dafür, dass man Positionen bezieht. Da positioniere ich mich auch und da bin ich auch bereit, Gegenwind in Kauf zu nehmen.

Ist es denn überhaupt in Ordnung, in der Kirche zu streiten? An der Spitze steht doch der Papst und der ist unfehlbar; der sagt, wo es langgeht.

Frings: Der Papst ist nur in ganz wenigen Dingen unfehlbar. Ich glaube, das letzte Mal ist es 1871 gewesen, dass er diese Unfehlbarkeit für sich in Anspruch genommen hat. Darum hat es auch Streit gegeben und eine Kirchenspaltung zu den Altkatholiken. Aber letztlich beruft sich der Papst fast nie auf diese Unfehlbarkeit.

Sie selbst haben doch auch mit Ihrer Kirche gestritten...

Frings: Ich habe mich dagegen positioniert, dass in der Kirche oft nur Rückbau betrieben wird und es ansonsten oft kein Konzept gibt. Ich wollte nicht immer nur mit anderen Gemeinden fusionieren und dann ins nächstgrößere Pfarrhaus umziehen, um dann nach weiteren zehn, fünfzehn Jahren wieder zu fusionieren. Das war so demotivierend für mich, dass ich mich da klar positioniert habe.



Gabriele Bos und Thomas Frings in der Diskussion um Streit

Nun sind Sie als Pfarrvikar in der Kölner Innenstadt. Auch hier werden gerade Gemeinden zusammengelegt. Was ist jetzt anders für Sie?

Frings: Ich bin ernannt als Pfarrvikar für den ganzen Bereich Kölner Innenstadt, soll aber schwerpunktmäßig an Herz Jesu und Mauritius tätig werden. Dass Pfarrgemeinden zusammengelegt werden, ist oft den Umständen geschuldet, dass diese sonst kaum mehr lebensfähig sind. Wenn man keine Kandidaten mehr für die Gremien bekommt und die immer kleiner werdende Gruppe der noch Aktiven anfängt, unter der traditionellen oder erwarteten Arbeit zu stöhnen, dann stimmt doch etwas nicht mehr mit den bekannten Strukturen. Menschen stöhnen nicht unter der

Botschaft des Evangeliums, sondern eher unter den gewohnten Strukturen, und tun sich doch schwer, daran etwas zu ändern. Mein Eindruck ist, dass die traditionelle territoriale Pfarrgemeinde an vielen Stellen nicht mehr kompatibel ist mit dem Lebensgefühl der Menschen, und ich würde gerne neue Wege suchen, wie wir Kirche sein können – und das nicht nur für die, die noch mitmachen.



Gabriele Bos: „Eine Tat ist für mich nie so schlimm, dass der Angeklagte als Mensch nicht mehr existiert.“

Hat sich die Streitkultur in der Gesellschaft verändert?

Bos: Ich denke nicht, dass die Menschen streitlustiger geworden sind. Die jungen Richter bei uns im Amtsgericht etwa sind eher auf Einigungen aus, das war früher anders. Das mag auch an den geänderten Gesetzen liegen, die heute mehr als früher eine gütliche Einigung als Streitbeilegung vorsehen.

Frings: Aber die Form hat sich verändert. In den sozialen Medien kann sich heute jeder äußern, da wird alles hochgepuscht. Ich lese auf Facebook nicht mehr die Kommentare zu bestimmten Themen. Es ist schrecklich, was da für ein Ton herrscht. Ich lese auch keine Artikel über mich selbst. Ich will gar nicht wissen, was die Leute da für Kommentare drunter schreiben. Mit anonymen Gegnern lässt sich ja auch nicht streiten. Dabei diskutiere ich gerne, ich gehe zu Podiumsdiskussionen und Vorträgen und lasse mich gerne darauf ein, wenn jemand eine andere Meinung hat.

Bos: Wir dürfen aber auch nicht glauben, dass diejenigen, die sich so heftig in den sozialen Netzwerken austoben, in der Überzahl sind. Daher kann ich das noch halbwegs ertragen, weil ich weiß, dass es letztendlich doch mehr vernünftige Menschen gibt.

Haben Sie Freunde oder Bekannte, mit denen Sie nicht mehr über bestimmte Themen diskutieren können, weil jedes Gespräch sofort aus dem Ruder läuft?

Frings: Bei mir ist es eine Kusine, die sich politisch

völlig konträr zum Rest der Familie positioniert hat. Ich nenne jetzt keine Partei; man wird es sich denken können. Wir haben uns an einem der letzten Wochenenden im Familienkreis gesehen und die Themen erfolgreich umschifft.

Bos: Bei mir ist das nicht so. Wir haben Nachbarn, mit denen wir gern hitzig und politisch diskutieren. Da geht es um den katholischen Glauben, die Rolle der Frau in der Gesellschaft, um Einwanderungspolitik. Es gibt dann auch immer dieselben Reibungspunkte. Aber es ist immer produktiv und bereichernd. Da lasse ich mich immer wieder gerne drauf ein.

Streiten Frauen und Männer eigentlich unterschiedlich?

Bos: Verallgemeinerungen sind natürlich immer schwierig. Aber vielleicht kann man sagen, dass zumindest Männer untereinander und Frauen untereinander jeweils anders streiten. Männer verhakeln sich nicht so im Kleinen, sind oft nicht ganz so nachtragend. Frauen untereinander sind oft emotional und impulsiv. Männer haben da eine größere Gelassenheit.

Frings: Wir haben auf jeden Fall eine Kanzlerin, die nicht streitet. Unaufgeregtheit ist mir auch deutlich lieber. Man sollte nur streiten, wenn es nötig ist. Ich bin ja durch und durch Rheinländer. Das hat vielleicht auch mit der rheinischen Frohnatur zu tun – die will sich gar nicht streiten.

» HÄTTE KAIN DIE Psalmen GEKANNT... «

Über Streiten in der Bibel und das rettende Ringen mit Gott.

Text: Wilhelm Bruners

Fotos: Klaus Nelißen

Hätte Kain die Psalmen gekannt: Wäre dann der Lauf der Geschichte ein anderer gewesen? Wäre weniger Blut geflossen?

Das frage ich mich, seit ich viele Jahre eine Bibel-pastorale Arbeitsstelle inmitten der Altstadt von Jerusalem geleitet habe. Und Streit lag in dieser Heiligen Stadt immer in der Luft. Den Nahostkonflikt hatte ich direkt vor der Haustüre. Das hat meine Weise verändert, die Bibel zu verstehen. Für die Bibel ist ein Krieg Mensch gegen Mensch immer ein Bruderkrieg. Und in der Lesart der Bibel geschieht der erste Mord an einem Bruder. Er geschieht in eben jener Urgeschichte von Kain, der den Abel erschlägt. Für mich ist diese Geschichte eine Schlüsselszene. Sie offenbart mir tiefe Einsichten über das Zusammenleben, nicht nur zwischenmenschlich, sondern auch mit Gott. Um diesen Spuren zu folgen, braucht es eine kritische ‚Lesebrille‘: Wer diese Lesart für sich entdeckt, findet im ersten Buch Mose abgründige Wahrheiten – nicht nur über den Menschen, sondern auch über Gott. Denn: Gott trägt Mit-Verantwortung an diesem ersten Mord. Der Mord hat seinen Ausgangspunkt in einer religiösen Symbolhandlung. So deutet es jedenfalls die Bibel.

Kain erschlägt seinen Bruder Abel, weil Gott Kains Opfergabe nicht anschaut. Der erste Brudermord, Menschenmord, hat seine Ursache in einer unverständlichen und eigenwilligen Gottesentscheidung.

Der Mord ist eine Ersatzhandlung

Dass Kain den Bruder umbringt, ist eine Ersatzhandlung. Dieser Begriff stammt aus der Psychoanalyse, aber er passt genau: Die Wut Kains gilt eigentlich Gott, nicht Abel. Aber Gott gegenüber glaubt Kain sich nicht stark genug. Also vermeidet er die Konfrontation mit Gott und leitet seine Aggression gegen den Bruder und tötet ihn. Das Gespräch, das Gott mit Kain nach der Katastrophe des Mordes führt, ist der verspätete Anfang eines Dialogs. Die Gesprächsverweigerung Kains kostete Abel das Leben. Wäre es zu diesem Gespräch unmittelbar nach Gottes Willkürakt gekommen, hätte der Mord verhindert werden können. Übrigens erzählt die Genesisgeschichte an späterer Stelle, im 32. Kapitel, von einer ganz anderen Lösung im Bruderkrieg: Im großen Konflikt zwischen dem Erzvater Jakob mit seinem Bruder Esau kommt es zu einer entscheidenden Szene: Eine Nacht lang, so heißt es, ringt Jakob mit einem dunklen Dämon, bis der sich im Morgenlicht

STREITwert

Dr. Christiane Florin stellt sich selbst als Radioredakteurin und Autorin, Mutter und Tochter, Feministin und Gegnerin von -Ismen, Katholikin und Zweiflerin vor. In der katholischen Kirche will sie Stachel in der Filzsocke sein.

Text: Christiane Florin

Fotos: Antje Siemon

In der Bibel kommen weder Katholiken noch Protestanten vor. Die Bewohner des Alten Testaments zanken, huren und morden. Jesus tanzt selten in Filzsocken um die gestaltete Mitte; er stößt Tische um und gibt den Eltern Widerworte. Taugt Abraham zum Erziehungsberater? Maria zur Selbstbehauptungssikone für Frauen? Katholikinnen und Katholiken müssen – anders als die konfessionellen Mitbewerber – nicht selbst über die Bibel nachdenken, ihre Kirche hat vorsortiert: Eine detailreiche Ordnung regelt vom Ablass bis zum Zeugungswinkel beim ehelichen Akt alle Eventualitäten des Lebens. Die Kurzform ist der Katechismus.

Die Wahrheit kommt von oben

Jesus ist rückwirkend katholisch geworden. Jeder Papst, jeder Bischof, jeder Priester verkörpert ihn. Meinungsverschiedenheiten gibt es nicht, weil es keine Meinungen gibt, sondern nur die eine Wahrheit – und die kommt von oben. Wenn alle dem Papst und den Bischöfen gehorchen, ist alles gut. Nun gut. Betriebsunfälle kommen vor. Kürzlich erregte der Theologe Ansgar Wucherpfenning Anstoß im Vatikan. Dem Rektor der Jesuitenhochschule wurde die römische Unbedenklichkeitsbescheinigung verweigert. Er hat sich eigene Gedanken zur Liebe homosexueller Paare gemacht. Der päpstli-

che Nuntius in Deutschland rät Wucherpfenning, den Katechismus zu lesen. Streit gilt in diesem System als Störung, die von der Oberleitstelle umgehend beseitigt werden muss. Das Schreckbild ist die Verwirrung der Gläubigen, die Drohkulisse heißt Schisma.

Oder muss man in Köln schreiben: Galt als Störung? Am 3. Mai 2018 verkündete Weihbischof Ansgar Puff per Video das Unglaubliche: Auch! Bischöfe! Streiten! Und! Das! Ist! Normal! Zu jener Zeit gingen im Episkopat die Ansichten darüber auseinander, ob evangelisch-katholische Paare gemeinsam die Kommunion empfangen dürfen oder ob damit der Leib Christi an die Falschen gerät. Weihbischof Ansgar verglich den Kommunionstreit mit einem Familienkrach, bei dem die Teller fliegen.



Kain erschlägt Abel, weil Gott seine Opfergabe nicht anschaut.

als der Gott seiner Mütter und Väter zeigt. In den biblischen Erzählungen war Jakob der Erste, der sich Gott gegenüber zur Wehr setzte. Und – sein Protest hatte Erfolg. Weil Jakob sich der Auseinandersetzung mit Gott stellte, gibt es in seiner Geschichte keinen Brudermord. In friedlicher Distanz werden Esau und Jakob hinfort nebeneinander und hintereinander leben (vgl. Gen 32 -33.; bes. 32, 23-33). Und Gott ist einverstanden – und begleitet nun beider Lebensweg.

Streitkultur des Betens

Hätte Kain mit Gott ringen können wie der biblische Erzvater Jakob, vielleicht wäre die Geschichte anders ausgefallen. Aber erst schrittweise entwickeln die biblischen Erzählungen eine Kultur des Ringens mit Gott. Die Dichtung Israels hat beeindruckende Sprachzeugnisse vom Ringen des Menschen mit seinem Gott in den Psalmen. Sie zeigen, zu welcher sprachlicher und spiritueller Kreativität der Gott-Menschen-Konflikt führen kann.

Auf Seiten des Menschen entsteht eine ‚Streitkultur des Betens‘. Beide, Gott und Mensch, schonen sich darin nicht: Kehre dich her, JHWE, reiße mich heraus, schaff mir Heil ob deiner Bundeshuld! Denn im Todesreich rühmt dich niemand, in der Unterwelt, wer lobpreist dich da?, heißt es im sechsten Psalm. (Ps 6, 5-6) Das ist fortan der Ruf des Menschen in seiner Not. Gott wird erinnert an seine Versprechen. Meine These: Hätte Kain schon die ‚Sprachhilfe‘ der Protest-Psalmen benutzt, hätte es nicht zum Brudermord kommen müssen.

Ehe Gott und Mensch einmal gemeinsam ‚das zweite Paradies‘ betreten, wie das letzte Buch der christlichen Bibel hofft, tobt ein Geschwisterkrieg der Religionen. Er ist eine Geschichte der verweigerter Dialoge mit Gott und vor allem untereinander. Solche Streitgespräche sind keine Katastrophe, sondern – wie die Kain-und-Abel-Erzählung zeigt – absolut notwendig. Denn wenn wir eine gute Streitkultur entwickeln, sind wir bei Gott und immer noch ‚bei Trost‘. Und retten Leben.

„Die Demokratie lebt nicht vom Streit, sondern vom Argument“, sagte Aleida Assmann, die diesjährige Friedenspreisträgerin des Deutschen Buchhandels. Die katholische Kirche ist keine Demokratie, sie tut aber manchmal so, als schätze sie einen Streit, in dem Argumente zählen. Am Ende petzt dann doch immer jemand beim Heiligen Papa, eine kölsch-katholische Kulturtechnik.

Petzen beim Papa

Wer sich in eine kirchliche Debattensimulation begibt – etwa zu Homosexualität, Gleichberechtigung von Frauen oder Ökumene – kommt beschädigt wieder heraus. In der jovial-autoritären Variante beendet ein Bischof ein Streitgespräch mit der Feststellung: „Alle Argumente sind ausgetauscht.“ Das heißt: Schön blöd, dass Sie sich abmühen. In der brutal-autoritären Spielart wird, wer der Lehrmeinung widerspricht, als Person

diskreditiert. Die fliegenden Teller haben scharfe Kanten. Eine Kirche, die immer alles besser weiß, ohne sich je im Diskurs zu messen, kann nicht vom Argument leben. Denunziation und Diffamierung der Zweifler halten den Betrieb aufrecht.

Zu einer Unterbrechung ist diese Kirche nicht willens, nicht einmal jetzt, da 3677 Schwerstverletzte aktenkundig sind. Verantwortlich dafür ist das Wir – und sonst niemand. Absolute Macht erteilt sich selbst die Absolution. Auch bei den Laien geht der Trend zur falschen Versöhnung: Ist zwar nicht alles gut, aber unser Priester gehört zu den guten 95 Prozent.

An die Tellerwerfer-und-Vertuscher-Kirche will ich keinen Gedanken mehr verschwenden, aber die missbrauchten Kinder und Jugendlichen und die vom Machtmissbrauch kleingehaltenen Erwachsenen sind jeden Streit wert. Höre ich die Leisetreter, will ich erst recht Stachel in der Filzsocke sein.

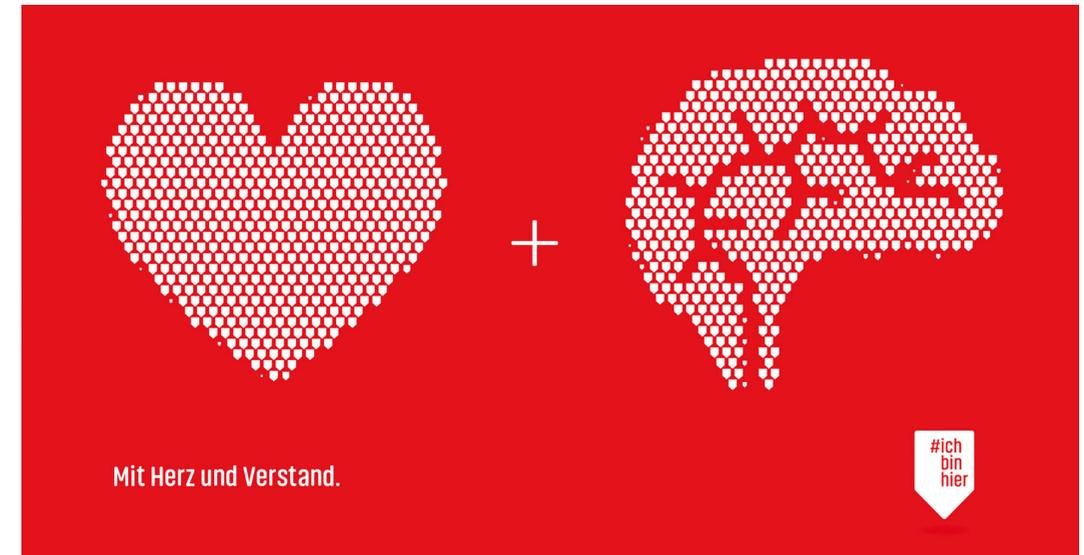
#ichbinhier

Verleumdungen und Hassreden im Internet gehen uns alle an, da sich der Umgang miteinander auch offline widerspiegelt. Eine wachsende Gruppe Freiwilliger schreibt gegen die anonyme Masse an Beleidigungen an.

Text: Judith Uebing

Illustration: ichbinhier e.V.

Wut, Abscheu, Unverständnis und Empörung. Zu Recht. Kaum stehen die ersten Nachrichten dazu in den sozialen Netzwerken, wie zum Beispiel Facebook, explodieren die Kommentarspalten unter den einzelnen Einträgen der offiziellen Seiten der ARD, des ZDF, des Spiegels und auch der Seite des Erzbistums Köln. Von harscher Kritik an den Zuständen der Kirche, am Verschweigen der Taten



und am Schutz der Täter über Schimpfworte bis zu blanken Morddrohungen ist alles dabei. Völlig entfesselt tobt ein Shitstorm, der immer weiter von den Fakten abdriftet, der zu einer Beleidigungswelle der Generalverurteilung wird und der die katholische Kirche pauschal verteufelt. Doch in diese Postings aus verdrehten Fakten, vermischten Zusammenhängen und Hass mischen sich andere Antworten. Zuerst vereinzelt, dann immer mehr tauchen sachliche Argumente auf, erscheinen Entgegnungen auf sachlich unkorrekte Darstellungen und freundliche Erwidern auf herabsetzende Beleidigungen. Sie alle bemühen sich um eine reflektierte und argumentative Struktur, eine höfliche Redeweise und einen anständigen Umgang mit dem Gegenüber, der ja eigentlich kein Gegenüber ist, sondern gesichtslos. Das alles unter dem Hashtag #ichbinhier. Ein Hashtag ist ein Wiedererkennungszeichen in der digitalen Welt. Man kann danach suchen und findet alle Einträge, die damit versehen sind.

Was ist das Besondere an diesem Hashtag #ichbinhier? Dahinter steht eine Gruppe von Facebook-

Nutzern, die sich auf eine Initiative von Hannes Ley Ende 2016 gegründet hat. Der Kommunikationsberater aus Hamburg musste erleben, wie ein guter Freund nach einer Tatsachen verdrehenden Darstellung im Internet von einer Welle des Hasses (einem Shitstorm) überrollt wurde, der letztendlich nicht nur seine Kündigung, sondern aufgrund von Morddrohungen sein augenblickliches Verschwinden von der Bildfläche nötig machte.

Die Macht der anonymen Masse

Das Internet zeigte sich als rechtsfreier Raum, in dem jeder seine Meinung jederzeit äußern kann, ohne Konsequenzen zu fürchten. Versteckt hinter einem Pseudonym oder einer Masse. Schnell einen Beitrag schreiben und dann weiterklicken; schon vergessen, was man eigentlich geäußert hat. Allein das Recht des Stärkeren, des Lauteren gilt. Doch das hat Konsequenzen – außerhalb von Facebook, außerhalb des Internets. Das Leben des Freundes war zerstört. Diese Macht der anonymen Masse wollte Hannes Ley nicht mehr hinnehmen und gründete die Initiative, nach einem schwe-

dischen Vorbild, #ichbinhier. Das Ziel ist es, das Diskussionsklima auf Facebook zu verbessern.

Weil ich es halt kann

Dazu suchen Freiwillige auf offiziellen Nachrichtenseiten nach Kommentaren, die Beleidigungen, Hassrede oder unsachliche Darstellungen beinhalten, und antworten auf diese mit sachlichem und respektvollem Umgangston. Sie zeigen Informationsmöglichkeiten zu den behandelten Themen auf und versuchen, das Abdriften in reine Beleidigungen zu verhindern. Das ist kein einfaches oder leichtes Unterfangen. Es gibt viele, ja, eine nahezu grenzenlose Anzahl an Nutzern, die Freude daran hat, eine Diskussion entgleisen zu lassen. Die aus Spaß an der Provokation, dem Gefühl an der eigenen Macht – „weil ich es halt kann“ – jemandem schaden wollen. Denn im Internet ist man durch die eigene Unsichtbarkeit frei. Diese Spirale des Niedermachens wollen die Mitglieder der Gruppe aufbrechen, indem sie immer wieder argumentieren. Indem sie die Personen sichtbar werden lassen. Den Schutz der Anonymität aufheben.

Mit unsichtbaren Gegnern kann man nicht streiten – auch das trifft in sozialen Netzwerken zu. Es ist müßig, sich auf computergenerierte Kommentare oder reale Menschen einzulassen, deren Wunsch das Säen von Hass ist. Aber es gibt eine viel wichtigere Gruppe: die passiven Zuschauer. Diejenigen, die mitlesen und selber nicht kommentieren. Auf Facebook schreiben nur rund 10 Prozent der Nutzer, die einen Beitrag lesen, dazu einen Kommentar; etwa 9 Prozent davon aus Spaß, unsachlich oder ganz am Thema vorbei. Die anderen 90 Prozent Facebook-Nutzer sind stille Konsumenten – und diese 90 Prozent sollen sehen, dass es gar nicht nur Hass geben muss. Dass man auch auf Facebook nicht nur Hass aushalten muss, sondern

auch anders schreiben kann. Und vor allem, dass es nicht richtig ist, sich ungehemmt zu äußern. Das ist nicht leicht. Die Mitglieder der Gruppe müssen täglich selber Beleidigungen und Hassrede ertragen, werden selbst zur Zielscheibe für die Unfrieden stiftenden Anonymen. Aber sie machen weiter, unterstützen sich gegenseitig und wachsen. Die Gruppe zählte im November 2018 bereits über 45.000 Mitglieder und erhält Unterstützung von Prominenten und Presse. Nicht zuletzt hat Hannes Ley, stellvertretend für die Gruppe, 2018 das Bundesverdienstkreuz verliehen bekommen.

Hassrede bleibt nicht im Internet

Doch warum geht uns das alle etwas an? Ich könnte ja schlichtweg den Rechner ausschalten und soziale Netzwerke meiden. Es geht uns alle an, weil Hassrede nicht im Internet bleibt. Der Umgang dort spiegelt sich wieder in der realen, nicht digital geformten Welt (so man davon noch sprechen kann im technisierten und vernetzten Deutschland). Menschen werden geformt, durch das, was sie auf Facebook erleben, und andere Menschen bringen den Hass, den sie anonym säen, durch die fehlende Erwiderung ermutigt, auch in die nicht-digitale Gesellschaft ein. Auch offline verändert sich die Gesprächskultur, verroht der Umgang und werden Äußerungen möglich, die nach den Regeln des sachlichen Diskutierens undenkbar sind. Das betrifft alle. Und deswegen brauchen wir Menschen, die auf Facebook sichtbar sein wollen. Die nicht den unsichtbaren Hassrednern das Feld überlassen wollen, sondern eine dringend notwendige Kultur des Streitens, des Diskutierens und des menschenwürdigen Umgangs miteinander in der nur scheinbar rechtlosen Welt der Online-Kommunikation etablieren und verteidigen wollen. Denn das Internet ist auch mein Internet – und auch #ichbinhier.



An den privat organisierten ‚Waldspaziergängen‘ zu den Baumhäusern im Hambacher Forst nahmen im Laufe der Jahre erst dutzende, dann hunderte, Ende 2018 tausende Menschen teil.

» Wir müssen tun, was IMMER NOTWENDIG IST «

Ende 2018 ist der sogenannte Hambacher Forst nach jahrelangem Streit in aller Munde. Der Aktivist ‚Clumsy‘ lebt seit sechs Jahren im Wald und ist zu einem der bekanntesten Gesichter der RWE-Gegner geworden. Warum tut ein junger Mensch so etwas?

Text & Fotos: Hilde Naurath

Wenn Clumsy an einem drückend heißen Tag des Glutsommers 2018 heraustrat aus seiner Wahlheimat Wald an die Abbruchkante des Tagebaus Hambach, dann muss ihm der Sinn seines Widerstands gegen Braunkohleförderung vollkommen einsichtig gewesen sein. Hinter ihm, zwischen den knorrigen Stämmen, angenehme Kühle und Schatten, vor ihm ein gigantischer, öder Krater in gnadenlos sengender Sonne. Hinter ihm Vogelgezwitscher, vor ihm Totenstille, unterbrochen nur von dem

Brummen der Schaufelradbagger, die sich langsam durch die aufgerissene Landschaft fräsen. Wald gegen Wüste, Lebensraum gegen Lebensvernichtung, Ökosystem gegen Kohleförderung. So einfach!

Clumsy ist ein Widerständler aus den ersten Tagen. In einem Video von 2012 bringt der damals Vierundzwanzigjährige seine Motivation denkbar einfach auf den Punkt: „RWE will den Wald komplett zerstören und ein großes Loch hier machen. Nun, darum sind wir hier.“ In dem Film zimmern junge Menschen Unterschlüpfen; hier steht eine zusam-



„Oaktown“ war die größte Baumhaussiedlung.

Ist es tatsächlich so einfach – hier die Wald-, Klima-, Heimatretter, dort die Zerstörer? 2012 ist der charmante Österreicher einer von denen, die den Wald das erste Mal besetzen, um den Energiekonzern RWE an der Rodung für die Braunkohlegewinnung zu hindern. Seitdem nennt sich der ausge-

bildete Rettungsanwärter selbstironisch ‚clumsy‘ – ‚tollpatschig‘. Die Besetzer harren acht Monate aus, bis die Polizei das erste Camp räumt. Ein Aktivist verschanzt sich vier Tage in einem Erdloch. Es folgt eine Pressekonferenz: Clumsy argumentiert, dass spätere Generationen ihren Streit gutheißen würden. „Ich denke, man muss auch schauen, wie in der Vergangenheit immer gesellschaftliche Veränderungen zustande gekommen sind, und das ist immer nur durch Grenzüberschreitungen passiert. Und ich glaub, anders geht’s einfach nicht.“ Ein anderer Aktivist ergänzt: „Es ist wichtig, einen Unterschied zu machen zwischen legal und legitim. Denn das, was RWE eh hier macht, das mag zwar durch Gesetz und Politiker und Gerichte irgendwie legal abgesichert (...) sein, aber es ist völlig illegitim, weil es auf eine Zerstörung des Planeten hinausläuft.“⁴³

Clumsy und Co. präsentieren sich als überzeugte Anarchisten. Sie stellen ihr Handeln über den Staat, dem sie sich konsequent zu entziehen versuchen. Tatsächlich scheint ‚Hambi‘ weniger Zweck denn Mittel, weniger Ziel denn Symbol zu sein. Besetzer wie er streiten nicht so sehr für den Waldflecken als vielmehr für eine herrschaftsfreie Gesellschaft: Anarchismus als ideale Hierarchielosigkeit, verbunden mit Feminismus, Veganismus,

mengestapelte Art Küche, dort spielen lachende Kinder auf einer Autoreifenschaukel. Clumsy, mit Nasen- und Lippenring und Rastaffrisur, strahlt: „Ich genieße das hier wirklich, weil ich die ganze Zeit im Wald bin. Man kann die Vögel hören und die Luft ist richtig gut, nur manchmal kommt eine Staubwolke vom Kraftwerk rüber. Die Leute hier kommen und gehen. Es ist nur eine kleine Gruppe, die die ganze Zeit bleibt, und hey, es fühlt sich ein bisschen an wie Familie.“⁴¹

Die Utopie eines ökologisch-anarchischen Miteinanders

Sechs Jahre später ist er einer von denen, die immer noch da sind, er mit noch einem Lippenring mehr, die Haare kurzrasiert, den Hambi-Baum auf die linke Schulter tätowiert. Mittlerweile hat er sich eines der luxuriösesten Baumhäuser gebaut und Mona genannt, mit Ofen und Fensterscheiben. Die Aktivisten leben hauptsächlich von Spenden aus den umliegenden Dörfern und von übriggebliebenen Lebensmitteln aus Supermärkten. Clumsys Begeisterung ist ungebrochen: „Ich kann mir keinen Weg zurück vorstellen, weil, also, ich habe dieses Leben ja bewusst gewählt, und es ist das Leben, so wie ich’s mir wünsch.“⁴²

Antikapitalismus und einer antidemokratischen Haltung. So lässt es sich auf einer von der Hambiseite verlinkten, österreichischen Seite nachlesen: „Sämtliche Unterdrückungsmechanismen müssen beseitigt werden, um frei leben zu können – frei von Staat, Polizei, Kirche oder Herrschaftsideologien.“⁴⁴ Die Ansprüche zeigen sich im Alltag durchaus pragmatisch, wie sich in der ‚Küche‘ lesen lässt: „Kein Geschirr waschen schafft Hierarchie!“

2015 werden die Bagger in Garzweiler von mehr als 1.000 Aktivisten gestoppt. In weißen Schutzanzügen durchbrechen sie die Polizeisperren. Beide Seiten werfen sich Gewaltanwendungen vor. Bei einem Klimacamp spricht Clumsy zu Gleichgesinnten: „Ich denke, wir müssen tun, was immer notwendig ist.“ Dazu könne gehören, der Polizei gegenüber die eigene Identität nicht preiszugeben, um Repressionen zu vermeiden. Tatsächlich vermummen sich immer mehr Aktivisten, seinen richtigen Namen nennt kaum jemand. Der stets nichtvermummte Clumsy ruft auf: „Stürmt die Kraftwerke! Es gibt so viel, was ihr tun könnt. Das ist wie ein gigantischer Spielplatz für Aktivistis hier!“⁴⁵

Ist es das wert?

Die Utopie eines ökologisch-anarchischen Miteinanders lässt zumindest einige der Aktivisten zu anonymen Gewalttätern aus dem Hinterhalt werden, gegen RWE-Mitarbeiter, Securitys und Polizisten. Diese sehen sich im Laufe der Jahre mit Zwillen, Wurfankern, Krähenfüßen, Stacheligeln, Nagelbrettern, Messern, mit Teer gefüllten Flaschen und Molotowcocktails konfrontiert. Ob Clumsy bei Gewaltaktionen dabei ist, weiß vielleicht nur er selbst.

Clumsy wird auch im zweitgrößten Braunkohlengebiet Deutschlands aktiv: 2016 wird er bei einer

Blockadeaktion in der Lausitz festgenommen und kommt in Untersuchungshaft. 2017: Regierungswechsel in Nordrhein-Westfalen. RWE setzt die Rodungen aus, um einen Antrag des BUND NRW abzuwarten. Das Verwaltungsgericht Köln entscheidet, dass der Tagebau fortgeführt werden darf und die Rodung rechtens sei. Im September 2018 fordert das NRW-Bauministerium die Stadt Kerpen dazu auf, die Baumhäuser zu räumen. Offizielle Begründung: Mängel beim Brandschutz. Die Bürokratie scheint zu siegen: Brandschutz schlägt Baumschutz. Am 13.09. beginnt die Polizei mit der Räumung. Auch Mona wird zerstört, für viereinhalb Jahre das Zuhause von Clumsy. Damit stirbt sein Plan, eine Blockade mit Vorräten für bis zu zwei Monate durchzuhalten. Stattdessen: wieder Gewarnt und die anschließende Auflage, den Wald nicht zu betreten. Am 18.09. ist er zurück im Forst und erzählt, wie die Räumung ablief. Den Ofen heizte er maximal; die Polizei musste warten, bis der Ofen abgekühlt war. Sich selbst fesselte er in ein Lockon im Hüttenboden. Dabei fixiert sich der Aktivist mit einer Art Manschetten an ein Rohr, damit die Räumung möglichst lange dauert.⁶

Ist es das wert? Lohnt es sich, sechs Jahre seines Lebens einzusetzen, um einen Waldumpf zu retten – und dabei die Körperverletzung von Freunden wie Gegnern in Kauf zu nehmen? Clumsy jedenfalls scheint völlig mit sich im Reinen zu sein: „Das war die beste Zeit meines Lebens.“⁴⁷ Und dank Sympathieträgern wie ihm, der durchaus auch mal im



Die Häuser waren mit Hängebrücken verbunden.

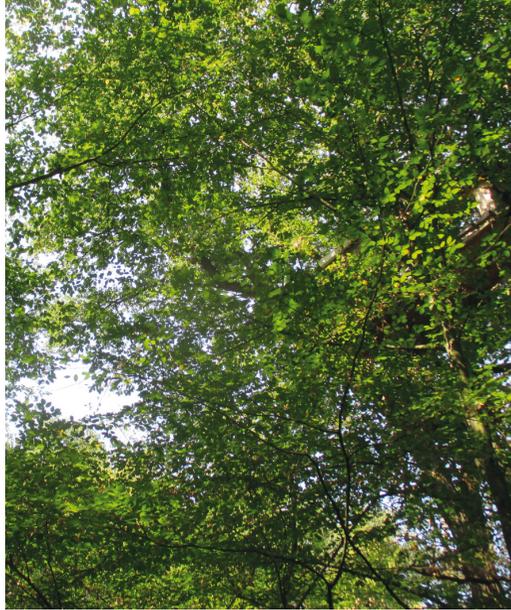
blütenweißen Anzug oder als Flughörnchen statt im üblichen Camouflage auftritt, entdecken zigtausende Menschen ‚Hambi‘ als Symbol, wenn auch vielleicht weniger für Anarchismus als für ihren eigenen ‚Kampf‘ gegen Klimawandel und Großkonzerne. Clumsy hat wohl mehr erreicht, als er je zu träumen gewagt hat, und es kommt noch besser für ihn und seine Mitstreiter.

Hat derjenige Recht, der am lautesten schreit?

Im Herbst 2018 überschlugen sich die Ereignisse im einzigen Stieleichen-Hainbuchen-Maiglöckchen-Wald Mitteleuropas. Die polizeilichen Räumungen rufen ein riesiges Medienecho hervor, sonntäglich kommen tausende aufgeregte Waldspaziergänger zum Forstspielplatz und spielen Versteckenfangen mit tausenden entnervten Polizisten. Ein Blogger stürzt in den Tod. Die Polizei räumt ausdauernd die Baumhäuser, letztlich fast 90 Stück, die Aktivisten bauen ebenso ausdauernd neue. Am 5.10. die unerwartete Wende: Ein kleines Kerlchen schafft, was unzählige Aktivisten nicht geschafft haben. Die bedrohte Bechsteinfledermaus veranlasst das Oberverwaltungsgericht Münster, einen vorläufigen Rodungsstopp im Hambacher Forst zu verfügen. Diesmal ist die Bürokratie aufseiten der Aktivisten: Naturschutz schlägt Braunkohlenbedarf. Nach einer Art Festivalkundgebung der Waldliebhaber zieht die Polizei ab, die Aktivisten bauen neue Baumhäuser, RWE muss die Kohleproduktion drosseln.

War es diesen Streit wert?

„Ich fühle mich ein Stück weit ohnmächtig“, muss RWE-Vorstandsvorsitzender Rolf Martin Schmitz



Je höher, desto weniger sichtbar: Baumhäuser in 10 bis zuletzt 30 Meter Höhe.

angesichts des gigantischen Imageverlustes zugeben. Die hochkomplexe, diversifizierte Energieversorgung basiert notwendig auf langfristigen Planungen. Von einem Stillstand nur des Tagebaus Hambach sind mehr als 300.000 Menschen in der energieintensiven Industrie allein in NRW betroffen. Die Wirtschaft der Region wird nachhaltig geschwächt. Schmitz fühlt sich alleingelassen: „Hat derjenige Recht, der am lautesten schreit? Hat derjenige Recht, der die aggressivste Kampagne fährt? Darf jemand, der weder politisch noch rechtlich legitimiert ist, alles infrage stellen?“⁸

Wer weiß, wie viele Sommer Clumsy noch vor den allerletzten Rest des Bürgewalds treten und hinter sich das Blätterrauschen hören kann. Wer weiß, was er vor sich sehen wird: Eine langsamere Zerstörung der Landschaft? RWE, das pflanzt statt baggert? Hasserfüllte Menschen, die ihre Arbeitsplätze verloren haben? Anarchie, die zu Gewalt führt – oder andersherum?

Einfach gelöst jedenfalls ist dieser Streit nicht.

Streit um den Hambacher Forst

Seit den 1950er-Jahren wird im Rheinischen Braunkohlenrevier Kohle gefördert. 1978 begann der Tagebau östlich von Hambach in der Gemeinde Niederzier. Die Erdölpreiskrisen 1973/74 und 1979/81 machten die kostengünstige Braunkohle attraktiv. Es ist der einzige Energierohstoff, von dem Deutschland ausreichend Vorräte hat. 40 Prozent des Strombedarfs von Nordrhein-Westfalen kommen heute aus der Braunkohle. Dafür wurden bisher 40 Dörfer abgebaggert. Galten die Schauflräder zunächst als Zeichen des Fortschritts und der Unabhängigkeit, kippte im Laufe der 1980er-Jahre die Stimmung. Mit dem Tagebau Garzweiler 2 formierte sich der Protest. Das wachsende ökologische Bewusstsein begann, das ökonomische Bewusstsein zu überlagern. Der anfangs 4.000 Hektar große Bürgewald wurde zum Zankapfel. Er ist auf 200 Hektar geschrumpft. Zum Vergleich: seit 2015 ist allein in Indonesien eine Regenwaldfläche von fast 130.000 Hektar für Palmöl gerodet worden. 2012 besetzten Umweltaktivisten erstmals den Bürgewald, der erst seit einigen Jahren nach dem Tagebau genannt wird, der ihn zerstört. Dies stellte den Beginn einer andauernden Spirale von Besetzung, Duldung, Räumung, Rodung und Wiederbesetzung an neuer Stelle dar.

- ¹ ‚Hambi bleibt!‘-Website (HbW): 2012 Hambach Forest Occupation, hambacherforst.org/media/videos/#2012, letzter Zugriff 21.10.2018
- ² Youtube: WDR Doku. Bäume oder Braunkohle? Der Kampf um den Hambacher Forst. 19.09.2018
- ³ HbW/Youtube: Waldbesetzer Hambacher Forst: Pressekonferenz in Buir, <https://www.youtube.com/embed/V3Jj-Dlz1x7U>, 19.11.2012
- ⁴ Anarchia Versand: Was ist eigentlich AnarchaFeminismus? <https://www.anarchismus.at/anarcha-feminismus/anarchafeministisches/801-was-ist-eigentlich-anarchafeminismus/>; letzter Zugriff 21.10.2018
- ⁵ Youtube: Civil disobedience / Ziviler Ungehorsam: Clumsy (forest occupation / Waldbesetzung Hambacher Forst, Klimacamp Lützerath, 11.08.2015
- ⁶ Youtube: Clumsy ist zurück im Hambacher Forst – Ein Interview, 18.09.2018
- ⁷ Kölner Stadt-Anzeiger Online: Sechs Jahre im Hambacher Forst Zerstörte Heimat – Was vom Leben im Wald geblieben ist, 17.09.18
- ⁸ Handelsblatt: „Ich fühle mich ein Stück weit ohnmächtig“, 28.-30.09.2018, S. 6ff.

» Das ist mein GOTTESDIENST «

Seit 17 Jahren lehrt Mecit Besiroglou in seinem Boxclub am Hansaring Menschen die Kampfkunst der Beherrschtheit.

Text & Fotos: Klaus Nelißen

„Besiroglou? Sagt mir nix.“ Ich stehe unter den Bahnbögen am Hansaring, die Rushhour spült Pendler die Treppen hinab. Unter dem rotblinkenden Schild lehnen zwei Muskelmänner in Boxer-outfit. Der eine schüttelt den Kopf: „Wer ist das?“ Er zieht an seiner Zigarette. „Frag’ mal den an der Tür.“ Ich fühle mich aufgeschmissen: Hatte ich mich doch hier verabredet. Mit Mecit Besiroglou, dem legendären Boxtrainer. Ich frage den Mann, den ich für den Türsteher halte. Der funkt über den Knopf im Ohr nach drinnen: „Ah, Sie meinen den Besitzer von dem hier? Sorry, wir drehen hier grad’ für SOKO Köln.“ Der ‚Türsteher‘ entpuppt sich als Aufnahmeleiter, die ‚Boxer‘ als Schauspieler. Langsam klärt sich die Situation. Dabei hätte der erste Eindruck in mein ‚Boxbild‘ gepasst: Muskelkerle rauchend vorm Club, Sicherheitspersonal. Und von Besiroglou, dem ersten Boxer, mit dem ich in meinem Leben reden werde, habe ich auch schon ein Bild im Kopf. Zugegeben: Boxerfilme haben mich nie interessiert. Sprechende Fäuste kenne ich von Bud Spencer – und ehrlich gesagt: Nicht zufällig bin ich Kriegsdienstverweigerer und Theologe, kein Boxer. Schlagende Argumente sind nicht meine Welt. Und Boxtrainer haben für

mich bis zu diesem Tag mehr mit kampfeslustigen Einpeitschern zu tun als mit Menschenfischern.

Schlagende Argumente sind nicht seine Welt

Dann lerne ich Besiroglou kennen. Etwas abseits von seinem Club wartet er auf mich: die Gesichtszüge viel weicher als auf Fotos. 70 Jahre alt ist er mittlerweile. Er steht dort mit seinem Sohn, von dem ich erfahre, dass er Klaus heißt wie ich. „Heute kein Training – tut mir leid. Aber wir können hier auf der Straße sprechen.“ Und so wird mein Besuch in der Boxschule zur Lehrstunde in Sachen Kampfkunst auf der Straße, mitten im Feierabendverkehr. Ich bekomme mit, wie Besiroglou von zahlreichen Passanten begrüßt wird. Alle geben ihm die Hand, einige herzen ihn. Smalltalk hier, Winken da. Vielleicht sagt dieser Mann den TV-



Der Boxclub in den Bahnbögen: „Vorher war das ein Fixerloch.“

Schauspielern nichts, aber im Viertel sind er und sein Studio echte Größen.

Zwischen zwei Dreheinstellungen ergibt sich ein kleines Zeitfenster und ich kann mich in der Boxschule umschaun. Die überraschend großen Räume hinter der schmalen Tür, das Grollen der Züge unter den Bahnbögen: Das alles ist wahrlich kulissenreif. Turnmatten liegen herum, Springseile schlingern an Haken, Sandsäcke hängen von der Decke, Plakate an den Wänden, z.B. das vom „Thrilla in Manila“ – den Kampf zwischen Muhammad Ali und Joe Frazier kenne sogar ich.

So ist das mit Klischees

In der Mitte des Raumes: der Boxing. Für die TV-Produktion in noch mehr schummriges Licht getaucht. „Normalerweise ist das hier freundlicher“,

sagt Sohn Klaus. Aber so ist das mit Klischees. Für’s Fernsehen muss alles noch ‚boxkampfiger‘ aussehen. Mehr nach ‚Fightclub‘, als es tatsächlich ist. Denn Tatsache: Das, was Besiroglou vor 17 Jahren schräg gegenüber vom Hansahochhaus aufgebaut hat, ist ein Paradebeispiel für Zivilengagement. „Alles, was du hier siehst, haben wir mit den Boxschülern zusammen gemacht. Vorher war das ein Fixerloch“, sagt der Trainer. Alle hätten mitgeholfen. Haben Spenden gesammelt, mit gemauert, mit verkabelt, mit dekoriert. „Der Boden vom Boxing: das sind Kulissenteile vom WDR“, sagt Besiroglou nicht ohne Stolz und zeigt schelmenhaft auf die Sichtschutzwände im Vorraum: „Die sind von Metin Kaplans Center – kennst’ den noch?“ Keine Frage: An dieser Boxschule hängt das Herz von vielen. Aber sie ist in erster Linie das Kind von Mecit, dem Vater von sieben Kindern. Geboren in Ankara, türkischer Vi-

zemeister im Amateurboxen, Betriebsschlosser bei Ford und seit seiner Ankunft in Köln im Jahre 1975 als Boxtrainer tätig. Dann zur Jahrtausendwende seine Vision: Integration durch Sport. „Boxen lernen ist das beste Mittel gegen Blödsinn.“ Die Jungs von der Straße zu holen, unweit der Weidengasse, im Umfeld von Migration und, ja, auch von Kleinkriminalität – das war seine Idee, das ist sein eigentlicher Kampf. „Das ist mein Gottesdienst.“ Trainiert wird montags, mittwochs und freitags. Jeder kann mitmachen. „Von 8 bis 80 wird hier trainiert.“ Jugendliche mit Vorstrafenregistereintrag trainieren zusammen mit Polizisten. Jede Schicht, jede Nation, jede Religion ist willkommen. „Das ist hier nicht Thema. Wenn du miteinander schwitzt, zählt anderes.“ Worauf Besiroglou und sein Team Wert legen, sind Umgangsformen: Wer nicht pünktlich zum Training kommt, kann gleich wieder gehen. Und wer nicht ordentlich die Hand gibt zur Begrüßung, wird ermahnt. „Was wir hier machen, ist eine Art Ersatzerziehung.“ Ehrlichkeit, Freundschaftlichkeit – das seien die Tugenden eines Boxers.

Mit den Jahren sind rund 2.000 Jugendliche durch diese Schule gegangen. „Viele haben wir von der Straße geholt. Ich würde sagen: 80 Prozent haben gelernt, mit Stress und Aggressionen besser umzugehen.“ Der Faustkämpfer legt mir die Hand auf den Arm: „Bis jetzt gab es hier noch nie einen Diebstahl.“ Keiner sei zum Kriminellen geboren. Jeder habe die Chance, etwas aus sich zu machen. Das ist sein Credo. Und er sagt klar, wer sein eigentlicher Gegner im Ring ist: „Wir dürfen diese Menschen nicht aufgeben an die, die ihnen Drogen geben und sie gefügig machen. Boxen kann auch eine Droge sein, klar. Aber es ist eine gute Droge.“

Halbstarke mit falschen Erwartungen

Sein Sohn Klaus, der vor allem mit der Jugend trainiert, setzt an: „Boxen ist ein archaischer Sport – klar. Und das lockt auch Halbstarke mit falschen Erwartungen.“ Der Vater greift auf: „Sie kommen hierhin voller Kraft. Wollen zeigen, wer sie sind. Und bekommen dann erstmal eins auf die Nuss.“ Sohn Klaus lächelt und ergänzt: „Und das



Mecit Besiroglou

ist heilsam. Wenn jemand kommt und meint, er hätte schon alles, um ein Schläger zu sein, dann sagen wir: Komm, gehen wir erst mal in den Ring.“ Besiroglou verrät seinen Trick: „Ich suche immer Sparringspartner, die mindestens fünf Prozent besser sind.“ Nach zwei bis drei Minuten würde jeder Anfänger merken, welche psychische Belastung es ist, sich dem Kampf im Ring zu stellen: Wenn es wirklich körperlich wird, schwitzig, anstrengend und, ja, schmerzhaft. Erst mit dieser Erfahrung beginne das Training. Denn: „Hier wird eigentlich nicht gekämpft. Hier geht es nicht um Siegen und Verlieren, es geht darum, von anderen zu lernen.“ Bei den Halbstarcken wie bei den Schüchternen gehe es beim Boxen nicht zuerst um Krafttraining,

sondern um ein trainiertes Selbstbewusstsein. „In sechs Wochen bekommen wir das hin, dass jemand ein anderes Verhältnis zu sich hat und zu seinen Kräften.“

Besiroglou Credo: Die, die was können, sind nicht aggressiv. Wer Kampfsport beherrscht, ist selbstdiszipliniert und geht Stress aus dem Weg. „Im Ring zeigt sich der wahre Charakter.“ Profiboxer wüssten das nur zu gut, erklärt Klaus: „Alles, was die vor dem Kampf markieren, ist reine Taktik. Der andere soll seine Beherrschung verlieren. Wer die Wut über sich siegen lässt wird, der wird besiegt.“

Boxen ist das beste Mittel gegen Blödsinn

Mit dieser Steilvorlage will ich es doch einmal von einem Boxlehrer wissen: Ich frage Klaus, was er von Jesu Wort hält: „Wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halte ihm auch die andere hin.“ Klaus muss lachen. Er ist Muslim. „Das kann man machen, macht aber auch irgendwann keinen Spaß mehr.“ Dann überlegt er und erkennt in Jesu Wort einen Rat, der auch von einem Boxlehrer stammen könnte: „Ich denke, es ging ihm doch auch um Beherrschung. Wenn du einen Fehler machst, z.B. dir einen Leberhaken einfügst, der richtig weh tut, dann musst du trotzdem Ruhe behalten. Wenn du wild wirst, hast du verloren. Die guten Boxer wissen: Wenn der Gegner wild wird, dann hast du gewonnen.“



» DER PRIESTER IST nicht der Allmächtige «

Dr. Dominik Meiering übernahm am 1. September als Pfarrer die Leitung von St. Agnes sowie zwei weiteren Pfarreien und einem Seelsorgebereich in der Innenstadt. Zugleich wurde er Koordinator des Sendungsraumes Innenstadt. Ein Gespräch über Veränderungen in der Kirche, neue Ideen für Gottesdienste sowie Prognosen für den 1. FC Köln.

Text: Friedrich Klein-Blenkers, Jürgen Salz

Fotos: Peter Otten

Herr Dr. Meiering, Sie sind seit einigen Wochen als City-Pfarrer in der Kölner Innenstadt aktiv. Wie sind die ersten Erfahrungen?

Dominik Meiering: Sie sind bunt, lebendig und vielfältig – genau wie die Menschen, denen ich hier begegne. Ich erfahre viel Offenheit und Bereitschaft, Neues mitzugestalten. Es ist eine große Bereitschaft da, eine tragfähige und nachhaltige Zukunft für das kirchliche Leben in der Kölner Innenstadt zu entwickeln. Es gibt aber natürlich auch Menschen, die wollen, dass alles so bleibt, wie es ist.

Sie wollen Neues schaffen, die Kirchen der Kölner Innenstadt von St. Agnes bis St. Severin werden –ein Sendungsraum. Was meinen Sie damit?

„Sendungsraum“ ist ein sehr schillernder Begriff, ein Arbeitsbegriff. Es geht darum, wie es der Kardinal sagt, dass wir als Christen eine Aufgabe haben: eine Sendung in diese Welt hinein. Wir müssen nah dran sein an den Menschen und uns zu ihnen gesandt verstehen, nicht abwarten, wer

mit uns vielleicht etwas zu tun haben will. Wenn wir uns jedoch den 90 Prozent der Bevölkerung zuwenden, die sonntags nicht in die Kirche gehen, dann verstehen die den Begriff ‚Sendungsraum‘ nicht. Deshalb verwende ich ihn auch möglichst nicht mehr.

Die Pfarrgemeinden in der Innenstadt werden zusammengelegt, weil es immer weniger Pfarrer gibt?

Die Pfarrgemeinden werden zusammengedacht! Schauen wir doch realistisch hin: Wir werden als Christen weniger. Wir wollen zwar alle Kirche im Wachstum sein, aber die Wirklichkeit ist eine andere. Früher haben wir in Familie und Schule wie selbstverständlich von Gott gehört, doch das ist nicht mehr selbstverständlich. Wir müssen uns also etwas einfallen lassen, damit Kirche wieder nah, wirksam und stark wird. Nah: das meint sichtbar, für jeden, der durch die Stadt geht. Wirksam: das bedeutet relevant für die Menschen, nicht abgehoben, sondern Gemeinschaft stiftend. Stark: das heißt leidenschaftlich, sich einmischend und teilnehmend. Kurz und gut: Wir wollen die Menschen neu für Christus begeistern.



„Manch einer stellt sich eine Buddhastatue in den Garten.“

Hört sich gut an. Aber im Kern geht es doch um ein Sparprogramm...

Nein, im Gegenteil. Wir machen ein Investitionsprogramm. Schauen Sie auf St. Agnes. Dort sind nun Pfarrer Wagner, Schwester Andrea und Kaplan Peirera. Für Pfarrer Müller kommen Pfarrer Dr. Seul und ich. Wir sorgen damit für die Zukunft vor. In fünfzehn Jahren, das können wir heute schon sicher sagen, werden wir nur noch die Hälfte des pastoralen Personals im Erzbistum zur Verfügung haben. Bis dahin müssen wir miteinander überlegen, wie das gehen kann, dass wir in unserer Innenstadt profilierte Orte des Glaubens vorfinden können. Damit investieren wir in die Zukunft.

Wie wollen Sie die profilierten Orte aufbauen? Was ist denn das grundlegend Neue, das Sie schaffen wollen?

Wir haben 26 Kirchen in der Kölner Innenstadt. Da ist natürlich klar, dass wir nicht 26-mal dasselbe machen. Um die einzigartige Vielfalt kirchlichen Lebens in der Innenstadt zu wahren, müssen wir die Profilierungen weiter vorantreiben. Worüber

ich gerade nachdenke: Brauchen wir nicht noch einen Ort in der Stadt, wo wir unser soziales Engagement zeigen können, wo wir Tische und Bänke zusammenstellen und vielleicht Essen ausgeben, vorher vielleicht noch eine Andacht halten? Oder wie sieht es mit einem ausgezeichneten Ort oder einem Netzwerk für Spiritualität aus? Es gibt ein großes Bedürfnis der Menschen nach Spiritualität. Manch einer stellt sich eine Buddhastatue im Garten auf. Das ist für mich Zeichen für eine Suche nach Stille, Geborgenheit, Spiritualität. In puncto Spiritualität haben wir viel anzubieten. Manches wird davon aber von den Suchenden nicht gefunden, manches könnte profilierter sein. All das sind nur erste Ideen. Es hängt natürlich auch davon ab, welche Vorschläge noch gemacht werden. Prüfet alles, behaltet das Gute ...

Was schwebt Ihnen für die Pfarrgemeinde St. Agnes vor?

Hier gibt es ja unendlich viel Gutes, was es zu erhalten gilt. Wir erfinden das Rad ja nicht neu! Aber ich habe vor meiner Ernennung unter anderem

Gemeinden in Stuttgart, Münster, Paderborn und München besucht und mich darüber informiert, wie die Themen dort angegangen werden. In allen Fällen wurden profilierte Sonntagabendmessen gut angenommen. Da werden Menschen erreicht, von denen wir bisher gar nicht wussten, dass sie für Gottesdienstfeiern ansprechbar sind. Ich überlege, ob ich für St. Ursula als ein Teil von St. Agnes ein regelmäßiges Sonntagabend-Messangebot machen soll.

messe in St Kunibert wieder einzuführen, gewissermaßen als ‚After-Work-Angebot‘.

Und der Kirchturm von St. Agnes?

St. Agnes hat ein klares Profil als klassische Pfarrfamilie. Und allgemein gilt: Jede Gemeinde hat Zukunft, die lebendig ist, die über ein nachhaltiges Ehrenamt verfügt und die dem Auftrag Jesu nachkommt, den Menschen die frohe Botschaft zu verkünden. Wichtig ist, immer wieder an den

amtler Leitungsverantwortung in den unterschiedlichsten Bereichen übernommen haben. Gott sei Dank! Hauptamtliche und Ehrenamtliche arbeiten Hand in Hand – wie eine Taskforce, die schnell, kompetent und konkret vor Ort wirkt. Denkt man dies noch weiter, könnte sich auch irgendwann einmal die Frage stellen, ob die Pfarrgemeinderäte und Kirchenvorstände, so wie sie jetzt sind, noch sinnvoll sind. Vielleicht finden sich auch da neue Möglichkeiten der Zusammenarbeit.

Woran denken Sie da?

Für Konkretes ist es noch zu früh. Aus anderen Bistümern und der Weltkirche wissen wir aber, dass dort bereits nach neuen Wegen gesucht wird, sich noch mehr gemeinschaftlich verantwortlich zu machen.

Gibt es denn genug Menschen, die sich beteiligen wollen?

Das wird in der Tat spannend. Ich setze darauf, dass sich viele von sich aus beteiligen wollen. Und es gibt ermutigende Zeichen. Besonders deutlich wurde das beim Orientierungstreffen im Oktober in Herz Jesu, wo jeder, der wollte, kommen und Fragen stellen konnte. Da sind junge Menschen aufgestanden und haben gesagt: Wir warten nur darauf, dass sich etwas tut und sind bereit, mitzumachen. Das hat mich sehr beeindruckt. Es gibt auch sehr viele rüstige Rentner, die Lust haben, Verantwortung zu übernehmen. Dass sich Menschen beteiligen können – das will ich unbedingt ausbauen.

Müssen Sie als Priester umdenken und Macht abgeben?

Die Frage habe ich in den vergangenen Tagen mehrfach gehört. Sie ist mir eigentlich völlig fern. Denn wir sind ja alle das Volk Gottes. Der Priester soll verkündigen, heiligen und leiten. Er ist nicht

der Allmächtige. Das Gemeindeleben schafft die Gemeinde, der Pfarrer ist der ‚Möglich-Macher‘.

Trotzdem hat es zunächst mal Irritationen gegeben. In St. Agnes wurde als erstes die Verwaltungsleiterin, Frau Doyon, versetzt.

Da muss man zweierlei auseinanderhalten. Zunächst: Im Rahmen der seelsorgebereichsübergreifenden Zusammenarbeit wird es mit den neuen Verwaltungsleitungen nun möglich, in der Verwaltung Schwerpunkte auszubilden und nach Ressorts zu arbeiten. Zum anderen brauchen wir hier mit Blick auf die vielfältigen Herausforderungen Mitarbeiter, die in Vollzeit zur Verfügung stehen. Frau Doyon hat in St. Agnes einen tollen Dienst geleistet, sie wollte aber keine volle Stelle haben. Sie ist nun in Mettmann mit einer Teilzeitstelle tätig und dort auch sehr happy. Dass man Frau Doyon den Wechsel viel zu kurz vorher mitgeteilt hat und zum damaligen Zeitpunkt noch keine neue Stelle für sie hatte, war allerdings Mist.

Für Verwirrung sorgte auch, dass die Pastoralreferenten einzelner Gemeinden jetzt auch noch für weitere Gemeinden zuständig sein sollen.

Es ist doch völlig klar, dass die einzelnen Seelsorger und Seelsorgerinnen in ihrem Seelsorgebereich eine besondere Aufgabe haben – Präsenz vor Ort und persönliche Kenntnis der Leute ist wichtig. Gleichzeitig ist aber auch klar, dass keiner eine Insel ist und sagen kann: Die da nebenan mit ihrem Seelsorgebereich interessieren mich nicht. Wir werden daher einerseits für eine hohe Kontinuität in der jeweiligen Gemeinde vor Ort sorgen – die Pastoral vor Ort braucht ein Gesicht. Andererseits sind wir aber alle gefordert, übergreifend zu denken und Konzepte zu entwickeln – also beispielsweise nicht nur an den Kindergarten in der eigenen Gemeinde zu denken, sondern auch an alle Kindergärten in Köln-Mitte. Dasselbe gilt



Wird die Kirche demokratischer? „Ja, darauf hoffe und setze ich sehr.“

Das betrifft den Kirchturm von St. Ursula – und St. Kunibert?

St. Ursula ist zudem eine der schönsten Kirchen, die Köln hat, vielleicht sogar die schönste. Ich wünsche mir, dass Ursula ein lebendigerer Ort wird. Da gehen sonntags vielleicht 30, 40 Leute in die Kirche. Ich habe schon mal mit dem Stadtdechanten Robert Kleine gesprochen, ob er da – in der Kirche der Stadtpatronin von Köln – nicht die regelmäßigen Gottesdienste übernehmen sowie hin und wieder besondere Veranstaltungen anbieten will. Er ist nicht abgeneigt. Ich würde auch gern darüber nachdenken, die tägliche Werktags-

gesellschaftlichen Veränderungen dranzubleiben. Ich denke, da gibt es am Kirchort St. Agnes viele sehr engagierte Menschen, die das versuchen und die auch bereit sind, die Dinge weiterzudenken.

Sieht ihr Konzept auch vor, dass ehrenamtliche Mitarbeiter mehr Aufgaben und Verantwortung übernehmen? Wird Kirche demokratischer?

Ja, darauf hoffe und setze ich. Da kann sich für einen bestimmten Ort eine bestimmte Aufgabe herauskristalisieren und dann wird gemeinsam überlegt, wer dort welche Aufgaben übernehmen kann. Es ist doch schon heute so, dass viele Ehren-

für Jugendarbeit, Erwachsenenarbeit, Öffentlichkeitsarbeit etc. Ich stelle mir nicht vor, dass ein Pastoralreferent durch mehrere Pfarreien rotiert. Ich stelle mir aber sehr wohl vor, dass sich Hauptamtliche je nach ihrem Charisma neben ihrer Zuständigkeit für einen Ort auch für bestimmte Aufgaben verantwortlich fühlen und sich damit in den Dienst für alle stellen.

Herr Meiering, sind Sie jetzt am richtigen Ort? Um ihren Wechsel vom Generalvikar zum City-Pfarrer und ihr Verhältnis zum Erzbischof gab es ja einigen Wirbel. Es hieß damals, Sie seien in der Kölner Innenstadt nun am richtigen Ort. Waren Sie vorher am falschen?

Ich bin immer dorthin gegangen, wohin mich der Bischof gesandt hat. Dabei habe ich viel Freude und Unterstützung erfahren. Jetzt freue ich mich über meine neue Aufgabe auch deshalb, weil ich bei der jetzt geforderten Verknüpfung von Pastoral und Management die Erfahrungen aus früheren Stellen gut einbringen kann.

Wie werden Sie als City-Pfarrer mit den zahlreichen Fällen sexuellen Missbrauchs in der katholischen Kirche umgehen? Nach der Studie der Bischofskonferenz hat es im Erzbistum weit über hundert Fälle gegeben.

Die Studienergebnisse sind erschütternd und ich begrüße es, dass wir in Köln alle gemeldeten Fälle erneut überprüfen, um herauszufinden, an welchen Stellen wir als Erzbistum falsch gehandelt haben. Ich stehe für eine Nulltoleranz-Linie und unterstütze zudem die Entscheidung des Erzbistums, unsere vorhandenen, umfangreichen Präventionsmaßnahmen noch weiter auszubauen. Dies gilt nicht nur für Köln-Mitte, sondern für das gesamte Erzbistum.



Überall jitt et Fans...

Wie schalten Sie abends eigentlich ab?

Meistens habe ich einen Abendtermin. Wenn ich dann nach Hause komme, lege ich die Beine hoch, höre gute Musik und trinke auch gerne mal ein Glas Rotwein. Manchmal setze ich mich noch an den Schreibtisch oder treffe mich mit Freunden, um zu resümieren. Früher hatte ich noch einen Fernseher, dann habe ich manchmal Fußball auf Sky gesehen. Den Abschluss des Tages bildet die Komplet, ich habe in meiner Wohnung eine kleine Kapelle.

Und da hinten in ihrer Wohnung steht eine Weihekerze für den 1. FC Köln. Wie endet die Saison?

Der FC steigt wieder auf, das steht für einen echten FC-Fan völlig außer Frage. Bayer Leverkusen sehe ich, was das Potenzial der Spieler anbelangt, mindestens auf einem Europa-League-Platz. Mönchengladbach ist erstaunlich gut unterwegs, Respekt. Demnächst spielen wir alle wieder gegeneinander. Ob Düsseldorf dann auch dabei sein darf, da bin ich noch nicht ganz sicher ...

DIE JUGENDLICHEN SAGTEN Ja!

Wie wollen sich Jugendliche auf die Firmung vorbereiten? Welche Fragen beschäftigen sie? Wie kann Kirche Jugendliche heutzutage erreichen und bei ihnen ‚ankommen‘?

Text: Stephanie Feder, Judith Uebing

Foto: Stephanie Feder

Wie wollen sich Jugendliche auf die Firmung vorbereiten? Welche Fragen beschäftigen sie? Wie kann Kirche Jugendliche heutzutage erreichen und bei ihnen ‚ankommen‘? Die Firmvorbereitung 2018 sollte verschiedene Glaubenserfahrungen ermöglichen und den potentiellen Firmlingen die Chance geben, selber zu entscheiden, wie sie sich auf den Empfang des Sakramentes ‚Firmung‘ vorbereiten wollen. Aus diesem Grund standen drei Angebote zur Auswahl: eine Fahrt zur Bruderschaft in Taizé, regelmäßige Treffen in einer Kleingruppe und eine Fahrt in die Bildungsstätte Altenberg.

WAS IST EIN GUTER MENSCH? – ALTENBERG

19 Jugendliche machten sich zusammen mit zwei Katecheten am 15. Oktober für fünf Tage auf nach Altenberg. Die Jugendlichen lernten sich zunächst untereinander kennen. Anschließend kamen alle gemeinsam ins Gespräch, über Themen, die sie beschäftigten und über die man länger nachdenken muss. An den ersten beiden Tagen ging es um das Thema ‚Gut-Sein‘. Was macht einen guten Menschen eigentlich aus? Und ist es einfach, gut zu sein? Oder wird das Gut-Sein durch bestimmte Kontexte begünstigt? Mit selbstgedrehten Handy-Videos und Karten mit Alltagstipps näherten sich die Jugendlichen dem komplexen Thema auf ihre Weise. Am Mittwoch und Donnerstag befasste sich die Gruppe mit Jesus Christus und mit der Frage, warum es die Kirche gibt. In einem Gerichtsrollen-

spiel wurde der Prozess Jesu neu verhandelt. Am Ende entschieden die Geschworenen. Anschließend dachten die Jugendlichen darüber nach, wie Jesus Kirche gewollt hat. Dazu zeichneten sie Bilder und verfassten Texte, die sehr anschaulich von einer Kirche erzählen, die Gemeinschaft lebt und alle willkommen heißt.



Schließlich ging es um das Gemeindeleben: Welche Gruppierungen gehören dazu? Inwiefern sind diese christlich? Die Anzahl sollte radikal gekürzt werden, damit deutlich wird, welche Gruppierungen genuin zu Kirche dazugehören, sodass diese ohne sie gar nicht zu denken ist. Und dann ging es in einem weiteren Schritt um einen ‚Pitch‘, in dem eine Idee innovativer pastoraler Arbeit von den Jugendlichen erarbeitet und vor einer ‚Jury‘ präsentiert wurde – und dabei allen Nachfragen standhalten musste. Der letzte Tag diente der Auseinandersetzung mit der Firmung als Sakrament. Im Vordergrund stand aber bereits am Abend

zuvor, ob sich jeder einzelne für die Firmung entscheidet. Die Jugendlichen sagten Ja!

Morgens und abends versammelten sich alle in der Kapelle oder draußen zum Beten. Die Firmlinge bereiteten die Gebete selbst vor, verfassten sogar selbst Texte und suchten Lieder zum Anhören oder Mitsingen aus. Über den gemeinsamen Gottesdienst sagte eine der Jugendlichen: „Wenn Gottesdienst immer so wie der am Mittwochabend wäre, dann hätten wir jeden Abend einen feiern können!“

WEIHNACHTSLIEDER IM HOCHSOMMER – TAIZÉ

Zeitig am 15. Juli machte sich eine Gruppe von Jugendlichen, von denen sich 12 auf die Firmung vorbereiten wollten, zusammen mit fünf Begleitern auf den Weg nach Taizé bei Cluny. Der einzigartige, internationale Männerorden lädt Jugendliche, Kinder und (junge) Erwachsene ein, die Tage im gemeinsamen Gebet, in Stille, im Gespräch mit anderen und für sich selber Gott zu suchen und zu begegnen. Dort verbrachte die Gruppe eine Woche, vertauschte ihren Alltag gegen den Tagesablauf in Taizé, geprägt von drei täglichen Gebeten, Bibeleinführungen, Austausch in kleinen Gruppen und gemeinsam verbrachter Zeit. In dieser Woche stand das Thema ‚Freude‘ im Mittelpunkt der biblischen Texte und führte durch das Leben Jesu, von seiner Geburt bis zu seinem Tod und zu der unermesslichen Freude über seine Auferstehung. Die eigens für Jugendliche gedachte Bibeleinführung durch Frère Daniel eröffnete den Kölnern Perspektiven auf unterschiedliche Arten der Freude und gab Anregungen, die sie für sich selber vertiefen und in kleinen Gruppen diskutieren konnten. Ein herausragender Moment der Freude

waren die passend zum Weihnachtsevangelium angestimmten Lieder bei 30 Grad im Hochsommer.

Doch Taizé besteht aus mehr als Gebeten. Auf dem Zeltplatz und den Fußballfeldern, in der Warteschlange bei der Essensausgabe und bei den gemeinsam verrichteten Arbeiten wurden Kontakte untereinander und mit Jugendlichen aus der ganzen Welt geknüpft, Spiele gespielt und eine Woche lang eine andere Welt erlebt. Jeder konnte für sich mitnehmen, was ihn am stärksten bewegt, die Gesänge, das Beten oder die Gespräche über Bibelstellen. Mit Ausnahme eines täglichen Treffens zum Tee war es den Jugendlichen selber überlassen ihren Tag zu gestalten und sich auf Taizé einzulassen. Alle Jugendlichen bekräftigten nach dem Gottesdienst am Sonntag, die Zeit in Taizé sei eine wichtige und positive Glaubenserfahrung gewesen – und auch der Spaß sei nicht zu kurz gekommen.

WANDERN, KOCHEN, REDEN – KLEINGRUPPEN

Auch das traditionelle Modell regelmäßiger Treffen in einer kleinen Gruppe war eine Möglichkeit, sich auf die Firmung vorzubereiten. Dafür entschieden sich 12 Jugendliche. Die erste Stunde diente dem Kennenlernen untereinander und der begleitenden Katechetinnen sowie der Überlegung von Themen, die die Schwerpunkte der Firmvorbereitung ausmachen könnten. Zu den Einheiten im Pfarrzentrum, unter anderem zu Sakramenten, der Kirche und der Reflexion des eigenen Lebensweges, kamen weitere Unternehmungen. Ein Besuch in der Kölner Synagoge, ein Pilgerweg nach Marialinden und ein gemeinsames Kochen zum Erntedankfest sollten den Glauben im Alltag verdeutlichen und greifbar machen, wie Christsein heute gelebt werden kann.

Ohne die NORD-SÜD-FAHRT gäbe es die Thomaskirche nicht

50 Jahre Thomaskirche: Die evangelische Schwester der Agnesgemeinde sieht in ihrem Jubiläumsjahr neugierig in die Vergangenheit – und zuversichtlich in die Zukunft.

Text: Peter Otten

Fotos: Eusebius Wirdeier

Zum 50-jährigen Geburtstag hat sich die Thomaskirche ein Buch über sich selbst geschenkt. Fotos und einige wenige Texte sollen die Geschichte der Jubilarin in Geschichten verdichten. Der verantwortliche Kölner Fotograf Eusebius Wirdeier fand es wichtig, dazu die Vorgeschichte der Thomaskirche zu erkunden. „Und die fängt erstmal mit einer leeren Fläche an. Denn noch Anfang der 50er-Jahre gab es an der Stelle der Thomaskirche – außer zwei Behelfsheimen, die Bedürftigen Wohnraum gaben – nichts.“ Grund dafür war ein Bauverbot an dieser Stelle am Rande des Grüngürtels.

Bauverbot in der Stormstraße

Im Jahr 1948 begann die Stadt damit, sich im Rahmen der Verkehrsplanung baulich neu aufzustellen. Damals wurde die Nord-Süd-Fahrt erfunden, die in den zwanziger und dreißiger Jahren schon einmal angedacht worden war. „Dabei hat die Stadt untersucht, wo die meisten Trümmergrundstücke lagen und wo sie für ihre Pläne die wenigsten Häuser und Grundstücke kaufen musste“, erklärt Wirdeier. Durch die neue Verkehrsführung wurden die Gemeinderäume von drei evangelischen Kirchen durchschnitten: Kartäuserkirche,

Antoniterkirche „und im Grunde am meisten die Kreuzkirche an der Ecke Machabäerstraße/Nord-Süd-Fahrt, die kaum jemand kennt, es sei denn, er gehört zur Gemeinde“, erzählt der Fotograf. Die Kreuzkirchengemeinde hätte vergeblich protestiert. Die Straße wurde direkt an der Kirche vorbeigeführt: Ein Gemeindeleben wurde nahezu unmöglich. 2006 wurde das Gebäude verkauft und zu einer Jugendherberge umgebaut.

Als Ersatz erhielt die Gemeinde das Eckgrundstück am Neusser Wall/Ecke Lentstraße, den Standort

Thomaskirche, Lentstraße, Neusser Wall, Merlostraße. Blick nach Süden aus 50 Metern Höhe. Köln, 15. 7. 2018



der heutigen Thomaskirche. Die Architekten Dr. Schulze und Dr. Hesse entwarfen 1951 Pläne für einen Kindergarten, der an der alten Kreuzkirche nicht mehr hatte errichtet werden können. In den 60er-Jahren begann man mit der Planung eines Gemeindezentrums samt Kirche und allem

gebaut, das sogenannte Thomashaus, mit einem Kirchraum unter dem Dach, dem heutigen Festsaal. Das Thomashaus wurde 1968 fertiggestellt – daher feiert die Gemeinde 2018 Jubiläum! 1986 schließlich wurde nach einem Architekturwettbewerb, den Ludwig Groth gewann, die Kirche



Gemeinsame Karnevalssitzung von Thomaskirche und St. Agnes im Gemeindesaal der Thomaskirche. Weiberfastnacht, Köln, 8. 2. 2018

Drum und Dran. Dabei wurden drei Standortvarianten diskutiert. Ein Vorschlag war ein Bau im oder am Fort X. Dagegen leistete die damalige Stadtkonservatorin Hanna Adenauer erbitterten Widerstand. Der zweite Vorschlag galt der Stormstraße 1. „Aber der damalige Gartenbaudirektor Schönbohm war dagegen, dass die Kirche im inneren Grüngürtel baut“, erklärt Wirdeier. Ironie der Geschichte: 2014 errichtete die katholische Agneskirche genau dort Kindergarten und Gemeindezentrum. Die evangelische Gemeinde dagegen entschied sich für den jetzigen Standort. Allerdings gerieten die Pläne der Architekten zunächst zu groß und zu teuer. Daraufhin wurde der Kirchraum kleiner geplant, auf den Turm verzichtet und die Baumaßnahme in zwei Abschnitte aufgeteilt. Zuerst wurde das Gemeindezentrum

mit dem markanten Oktagon realisiert. „Für mich war das Erstaunliche, wie bei der Entstehung der Thomaskirche Stadtplanung und Standortwahl zusammenhängen“, sagt Wirdeier. „Das wusste keiner mehr“, bestätigt Jürgen Knecht, ein langjähriger Presbyter in der Gemeinde: Wäre die Nord-Süd-Fahrt nicht gekommen, gäbe es die Thomaskirche nicht.

Gemeinde lebt von Veränderung

Doch jetzt ist sie da, und für das Agnesviertel ist sie ein Glück. „Denn es gab immer ein lebendiges Gemeindeleben“, sagt Knecht. „Und mittendrin war stets der Kindergarten, er war die Keimzelle.“ Welche Highlights gab es in 50 Jahren? „Die 68er haben hier jedenfalls keine Rolle gespielt, das fand eher in der Lutherkirche statt“, sagt er. „Die Tho-

maskirche war immer eher eine ruhigere Gemeinde. Wir sind nicht explodiert, sondern kontinuierlich durch Ansprache und Kontakte gewachsen.“ Und dennoch war man auch politisch, findet Eva Esche, seit 2004 Pfarrerin an der Lentstraße. „Als ich kam, gab es die Diskussion um die Roma, die hier lagerten und Heiligabend feiern wollten. Da waren die Alten aus der Gemeinde hier die ersten, die sagten: Wir machen die Kirche auf!“, erinnert sie sich. Damals begann man auch mit Kirchenasyl, „da gab's das Wort noch gar nicht.“ Mit der neuen Pfarrerin kamen andere Akzente, und das war auch so gewollt, erklärt Jürgen Knecht: „Ich habe immer dafür gekämpft, weil ich finde, dass Gemeinde von Veränderung lebt. 130 Pfarrerrinnen reichten damals ihre Bewerbung ein, unvorstellbar heute.“ Eva Esche brachte eine Gruppe schwuler und lesbisch lebender Christinnen und Christen mit, die Regenbogenchristen. „Mit dem ursprünglich

ökumenischen Kreis haben wir seit 1998 gemeinsame Gottesdienste gefeiert. Die Vielfalt der Schöpfung – die Schöpfung also nicht defizitär zu sehen – war für mich ein wichtiges theologisches Thema. Und es war eine gute Erfahrung, dass die Gemeinde diesen Weg mitgegangen ist. Das ist mir bis heute sehr wichtig“, sagt sie.

Was sich in der Kreisform ausdrückt

Was macht die Thomaskirche einmalig? „Offenheit allen Menschen gegenüber, Freundlichkeit und ein großes Miteinander“, zählt die Pfarrerin auf. „Dass ‚Familien‘ ganz großgeschrieben wird – und die unkomplizierte ökumenische Arbeit im Viertel“, ergänzt Knecht: „Die gemeinsamen Auftritte der Kirchenchöre beispielsweise.“ Zunehmend kämen aber auch Leute, „die eher Zaungäste sind; die binden sich nicht so wie die Menschen früher, sondern suchen sich gezielt Angebote raus. Und vor allen Dingen sind viele an spirituellen Angeboten interessiert“, weiß Eva Esche. „Gerade jetzt versuchen wir wieder, ein neues wöchentliches Angebot zu entwickeln.“ Und was ist in zehn, zwanzig Jahren? Kommt die Gemeinde dann ins Rentenalter? Knecht lacht: „Dann kommt ein neuer Pfarrer, kommen neue Presbyter, neue Menschen. Gerade erleben wir, dass die Gemeinde wächst. Wir bieten ein Dach für alle möglichen Kreise. Das wird so bleiben.“ Das sei ihm bei seiner Arbeit auch aufgefallen, bestätigt Wirdeier. „Ich habe sehr oft von der Empore der Kirche aus in die Gemeinde hineinfotografiert. Und tatsächlich hat sich sehr oft in den Fotos eine Kreisform abgebildet. Das fand ich sehr angenehm, was sich in der Kreisform eben ausdrückt: keine Hierarchie zu haben, zum Beispiel. Das hat mir schon gut gefallen.“

Thomaskirche 50 plus: Evangelisches Leben im Agnesviertel 1949 1952 1968 1987 2018.

Ein Fotobuch von Eusebius Wirdeier

Herausgegeben von der Evangelischen Gemeinde Köln, Bezirk Thomaskirche und Christuskirche, Köln 2018

128 Seiten, mit 55 Fotografien von Eusebius Wirdeier und Texten von Eva Esche, Jürgen Knecht u.a., € 19,50

Erhältlich bei:

Pfarrerin Eva Esche

Neusser Wall 63, 50733 Köln

Telefon: 0221 739 31 56

E-Mail: esche@kirche-koeln.de

sowie in der Agnesbuchhandlung

NACHRICHTEN

Interreligiöse Kirchenführungen

Rotraut Röver-Barth aus St. Agnes, engagiert im Katholischen deutschen Frauenbund (KDFB) führte im Oktober muslimische und christliche Frauen durch die Kirche St. Kunibert in Köln. Die syrischen Flüchtlinge strahlten, als sie das Seidentuch mit Jagdszenen des sassanidischen Prinzen Bahram Gor (um 800 n. Chr.) betrachteten, in das einst die Gebeine des heiligen Kunibert gehüllt waren. Die christlichen Frauen überraschten manche Ähnlichkeiten in den muslimischen und christlichen Überlieferungen bei der Verkündigungsgeschichte Marias in Bibel und Koran. Die nächste Führung zum Thema „Orientalisches in St. Andreas“ ist am 02. Mai 2019 um 10:30 Uhr in St. Andreas. Infos unter R.Roever-Barth@t-online.de.



Foto: privat

Dr. Wilhelm-Josef Schlierf im Ruhestand

Am Tag nach der Vollendung seines 70. Geburtstages am 27. Oktober hat der Erzbischof von Köln, Rainer Maria Kardinal Woelki Monsignore Dr. Wilhelm-Josef Schlierf in den Ruhestand versetzt. Schlierf war nach seiner Tätigkeit als Kaplan in St. Maria Geburt in Hürth-Efferen und an St. Suitbertus in Remscheid, als Dompfarrvikar und Domzeremoniar in Köln zuletzt als Pfarrer in St. Ursula und in der Pfarrei als Pfarrvikar St. Agnes

tätig. In seiner Predigt anlässlich der Verabschiedung würdigte Pfarrer Dr. Dominik Meiering vor allem die Treue und Liebenswürdigkeit Schlierfs. „Viele, die mit ihm zu tun hatten, die ihn auf seinen zahlreichen Wirkungsstätten erlebten, haben ihn liebgewonnen. Wir alle sind ihm zu großem Dank verpflichtet.“ Die Pfarrgemeinde St. Agnes wünscht Monsignore Schlierf einen gesegneten Ruhestand mit viel Freude, Gesundheit und Kraft.



Foto: Peter Otten

„FACING COLOGNE“ kommt nach St. Agnes

Der Grazer Künstler Oskar Stocker präsentiert in der Fastenzeit 2019 in St. Agnes seine Serie großformatiger Porträts von jüdischen, christlichen und muslimischen Kölnerinnen und Kölnern, die er in den Jahren 2012 bis 2014 malte. Ursprünglich sollten sie in einer Kölner Kirche, in der Synagoge und in der neuerrichteten Moschee an der Inneren Kanalstraße gezeigt werden. Da dem Künstler das respektvolle Zusammenleben der Menschen unterschiedlicher Herkunft am Herzen liegt, malte er alle Porträtierten ohne jedes Attribut, das auf die Zugehörigkeit zu einer der Religionen schließen lassen könnte. Auf diese Weise will er dazu einladen, die Menschen hinter der Religion zu sehen, als Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt, die alle auf ihre Weise einen Beitrag zum Zusammenleben leisten und damit Anteil am Gemeinwohl haben.

Auf diese Weise soll FACING COLOGNE zum gegenseitigen Kennenlernen untereinander einladen und damit zum tieferen Verständnis und zur Akzeptanz fremder Lebens- und Glaubensweisen innerhalb der Nachbarschaft, des Viertels und der Stadt Köln. Der damalige Kölner Oberbürgermeister Jürgen Roters hatte die Schirmherrschaft für FACING COLOGNE übernommen, weil die Stadt mit dem Projekt einen weiteren Beitrag zum interkulturellen und interreligiösen Dialog in Köln erzielte. Kurator des Projekts ist Guido Schlimbach, künstlerischer Leiter der Kunst-Station Sankt Peter Köln. Die verzögerte Fertigstellung des Baus ließen auch das Projekt zunächst verzögern, die Entwicklung in den zurückliegenden Monaten rund um die Eröffnung und die isolierte Haltung der DITIB (Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion e.V.) machten es schlussendlich unmöglich.

Auf Wunsch Stockers werden die inzwischen über 60 großformatigen Porträts nun zu einer Collage zusammengefügt, so dass sie als Ganzes gezeigt werden können. Diese Arbeit wird im März 2019 in St. Agnes als Hungertuch gezeigt. Birgitt Caspers vom Kunstkreis St. Agnes freut sich: „Mit dieser großartigen Präsentation von Porträts unbekannter wie bekannter Kölnerinnen und Kölner können wir dem ursprünglichen Anliegen Oskar Stockers nachkommen, den Gläubigen, den Menschen guten Willens in den Mittelpunkt zu stellen, ohne dass er sofort einer Religion zugeordnet werden kann. Dieses Mosaik zeigt uns Menschen wie du und ich, die sich auf ihre Weise für das Wohl dieser Stadt einsetzen.“

Der im Jahr 1956 im Osttiroler Lienz geborene Künstler Oskar Stocker lebt und arbeitet in Graz. In den letzten Jahren schuf er ein umfangreiches zeichnerisches und malerisches Werk. Sein Reper-

toire umfasst abstrakte wie figurative Arbeiten und seine unverwechselbaren Farbsetzungen betonen sowie verschleiern das Dargestellte gleichermaßen. Einem internationalen Publikum wurde er bekannt durch seine großformatigen Ölporträts von Grazerinnen und Grazern aus 124 Nationen, die er im Auftrag des Österreichischen Rundfunks anlässlich 60 Jahre nach der Unterzeichnung der UN-Deklaration der Menschenrechte im Jahr 2008 malte und die inzwischen in der Messe Graz, der UNO in Wien und dem UNO Hauptquartier in New York City der Öffentlichkeit gezeigt wurden. FACING COLOGNE wird am Donnerstag, den 7. März um 20 Uhr eröffnet und bis Palmsonntag während der Öffnungszeiten von St. Agnes zu sehen sein.



Foto: Peter Manninger

Dr. Dominik Meiering neuer leitender Pfarrer

Dr. Dominik Meiering ist neuer Pfarrer der Pfarrgemeinde St. Agnes. Am 16. September wurde er im Rahmen einer feierlichen Vesper von Stadtdechant Robert Kleine in sein Amt eingeführt. In seiner Predigt warb Meiering für eine Aufbruchhaltung ohne Angst: „Verlasst die Komfortzone des binnenkirchlichen Raumes. Wir sind nunmehr die Jünger, die Christus aussendet, ohne lästigen Ballast, ohne unnötiges Gepäck gehen wir in die Häuser, suchen das Gespräch. Sein Vertrauen trägt uns, seine Verheißung stärkt uns. Was kann uns da noch widerfahren?“ An dem Gottesdienst nahmen

auch die zeitgleich neu ernannten Seelsorgerinnen und Seelsorger im Sendungsraum Innenstadt teil. Im Anschluss daran feierten einige hundert Gläubige bei Kölsch und Wein auf dem Neusser Platz.



Foto: Domradio

St. Ursula bekommt ein Gerüst

Der Turmhelm der Kirche unserer Stadtpatronin St. Ursula muss saniert werden. Da ein schwebendes Gerüst zu kostspielig geworden wäre, wird nun der gesamte Turm der Ursulakirche ab Frühjahr 2019 mit einem Gerüst eingekleidet um die Turmspitze, den sogenannten Helm sanieren zu können.



Foto: Georg Müller

Zwei neue Verwaltungsleitungen

Andrea Herlyn und Frank Engelke sind seit dem 1. September als Verwaltungsleitungen im Sendungsraum Innenstadt tätig. Damit arbeiten sie auch in der Pfarrgemeinde St. Agnes. Während Frau Herlyn für die Kindertagesstätte zuständig ist, hat Herr Engelke die Dienstvorgesetzenschaft für die so genannten Folgedienste wie Küsterinnen, Kirchenmusiker und Sekretärinnen übernommen und zeichnet für die allgemeine Verwaltung verantwortlich. Die Pfarrgemeinde St. Agnes heißt beide ganz herzlich willkommen und wünscht ihnen für ihre Aufgabe viel Kraft und Gottes Segen.

Margret Hoppe in den Ruhestand verabschiedet

Nach fast vierzig Jahren Dienst als Kirchenmusikerin in St. Agnes ist Margret Hoppe am 1. November in den Ruhestand verabschiedet worden. Nach einem festlichen Hochamt in St. Agnes mit dem letzten Dirigat von Hoppe wurde im Pfarrzentrum weitergefeiert. Hierzu hatten die Chöre ein buntes Programm mit vielen lustigen Gesangsbeiträgen zusammengestellt. Margret Hoppe wird auch nach dem Ende ihrer Dienstzeit in der Pfarrei wohnen bleiben. Die Pfarrgemeinde St. Agnes wünscht ihr einen guten frohen Start in die freie Zeit und dazu vor allem Gottes Segen.



Foto: Georg Müller

Matthias Bartsch spielt ab sofort die Orgel in St. Agnes

Matthias Bartsch ist neuer Seelsorgebereichsmusiker in St. Agnes. Zeitgleich mit der Verabschiedung von Margret Hoppe wurde er in der Pfarrei vorgestellt. Bartsch ist 34 Jahre alt, verheiratet und hat drei Kinder. Zuletzt arbeitete er als Domkantor am Hohen Dom zu Mainz. Vorher arbeitete er unter anderem als Seelsorgebereichsmusiker in Solingen. Die Pfarrgemeinde St. Agnes heißt Matthias Bartsch und seine Familie ganz herzlich willkommen und freut sich auf eine gute Zusammenarbeit.



Foto: Georg Müller

Sommerlager 2019

In diesem Sommer wird das Ferienlager der St. Agnesjugend in Österreich aufgeschlagen. Vom 10.08. bis 24.08.2019 geht es per Bus in die Nähe von Innsbruck. Teilnehmen können Kids und Jugendliche im Alter von acht bis 18 Jahren. Genauere Infos erhält man über den Flyer, der in allen Kirchen ausliegt und das Internet unter www.st.agnes.de

März 2019 wird es an der Agneskirche bunt

Im Herbst 2018 waren die Gemeindemitglieder aufgerufen Blumenzwiebel für die Bepflanzung rund um die Kirche St. Agnes zu spenden. Insgesamt wurden in einer großen Pflanzaktion mehrere hundert Zwiebeln in alle angelegten Beete rund um die Kirche gesetzt. Das Projekt Wildblumen für St. Agnes, getragen von NABU-Stadtverband, der Initiative moveo des Erzbistums und vielen freiwilligen Helfern um Dr. Michael Lakermann, hat inzwischen Bereiche mit Wildwiese geschaffen. Im Oktober wurden heimische Waldpflanzen, wie Hainbuche oder Weißdorn eingesetzt, die bestens mit den Standortbedingungen an der Agneskirche zurecht kommen. Ab März 2019 sind dann hoffentlich Schneeglöckchen, Blaustern und Winterlinge bei den Blumen und die gehörnte Mauerbiene bei den Wildbienen zu sehen, Narzissen, Krokuse und Tulpen wurden gesetzt. Überall werden im April blaue Traubenhyazinthen sprießen und das Beet mit der Schrift „Liebe gewinnt“ wurde mit reichlich Frühlingsanemonen bestückt, diese zarte kleine Blume passt ja vorzüglich zu der Aussage der beiden Worte. In allen Beeten grüßen verschiedene Frühblüher. Da fast 10 Leute gepflanzt haben, sind viele Pflanzorte spontan entstanden. Es wird also Überraschungen geben.



Foto: Jana Romero

Sechs neue Messdienerinnen

St. Agnes hat sechs neue Messdienerinnen. In einem feierlichen Gottesdienst begannen Lara Adaver-Ivancic, Marie Freisinger, Amelie Görner, Mascha Lemoine, Kim Nadler und Pia Tvrtkovic ihren Dienst. Die Pfarrgemeinde wünscht ihnen allen viel Freude bei ihrem Dienst und in der Gemeinschaft der anderen Kinder und Jugendlichen.



Kirchenvorstand gewählt

Im November wurden fünf der zehn Mitglieder des Kirchenvorstands von St. Agnes neu gewählt. Wiedergewählt wurden Ute Reckenfelderbäumer, Walter Cramer und Dr. Axel Hänel. Erstmals gewählt wurden Wolfgang Felder und Hermann-Josef Trimborn. Die Pfarrgemeinde St. Agnes beglückwünscht alle zu ihrer Wahl und wünscht ihnen bei ihren Mandaten viel Freude und Gottes Segen.

Ministrantenwallfahrt führte wieder nach Rom

Unter dem Motto „Felsenfest“ führen in den Herbstferien rund 2400 Ministrantinnen und Ministranten aus dem Erzbistum Köln nach Rom. Aus St. Agnes waren neben Subsidar Pfarrer Marcos Pereira und Schwester Andrea zehn Mädchen und Jungen dabei. Bereits am Vorabend der Abfahrt hatten sie sich in einem Aussendungsgottesdienst auf die Fahrt eingestimmt. Höhepunkte der Wallfahrt waren neben einer Audienz mit Papst Franziskus auf dem Petersplatz eine Messe mit dem Kölner Erzbischof Rainer Kardinal Woelki in der Lateranbasilika sowie eine Lichterprozession an der Lourdesgrotte in den Vatikanischen Gärten. Dass es auch in Rom eine Agneskirche gibt – das für manche wohl eine besondere Überraschung.



Foto: Andrea Spyra

FRAGEBOGEN

Marcos Pereira ist seit 2017 Subsidar in St. Agnes.



Foto: Peter Otten

Was gefällt Ihnen in den Vierteln der Pfarrei?

Die Vielfalt der Charaktere und Biographien.

Ihre Lieblingsgestalt oder Ihre Lieblingsstelle in der Bibel?

Lieblingsgestalt: Jesus
Lieblingsstellen (u.a.): Jes 49,15; Mt 11, 28-30;
1 Joh 4,18-19; Offb 21,1-5.

Welches Kirchenlied singen Sie am liebsten?

Jesus met the woman at the well
(Dave van Ronk Version).

<https://www.youtube.com/watch?v=1UeFu7QdZPI>

Wish I was in heaven sitting down
(Robert Wilkins Version).

<https://www.youtube.com/watch?v=haGbbQTOOVw>

Ain't no grave can hold my body down
(Charlie Parr Version).

<https://www.youtube.com/watch?v=fZRbH5aSulw>

Welchen Heiligen, welche Heilige schätzen Sie besonders?

Antonius von Lissabon. Edith Stein.
Teresa von Kalkutta.

Was ist ihrer Meinung nach die Hauptaufgabe der Kirche?

Das Evangelium in Wort, Musik, Bild und Tat zu verkünden.

Wenn Sie Papst wären, was wäre ihre erste Amtshandlung?

Beten und ein Glas Portwein trinken.

IMPRESSUM

Herausgeber: Kath. Pfarrgemeinde St. Agnes,
Neusser Platz 18, 50670 Köln, www.st-agnes.de

Kontakt: peter.otten@st-agnes.de

Redaktion: Carolin Evers, Hilde Naurath, Klaus Nelißen, Peter Otten, Jürgen Salz, Ute Strunk,
Judith Uebing

Grafikdesign: Sarah Nagelschmidt

Druck: Zimmermann Druck + Medien



Fotos vom Künstler



“Facing Cologne” in St. Agnes

Der Grazer Künstler Oskar Stocker präsentiert in St. Agnes seine Serie großformatiger Porträts von jüdischen, christlichen und muslimischen Kölnerinnen und Kölnern, die er in den Jahren 2012 bis 2014 malte. Die Bilder werden als Collage zusammengefügt und in der Fastenzeit als Hungertuch gezeigt. Die Eröffnung ist am Donnerstag, den 7. März um 20:00 Uhr in St. Agnes.



Foto: Peter Manninger

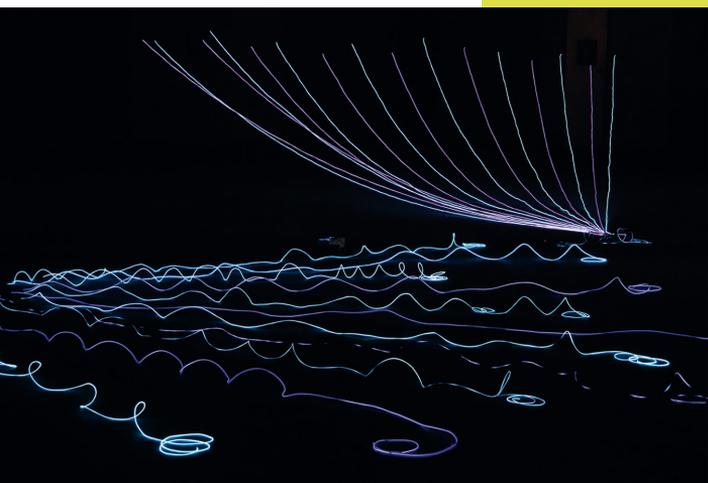


Foto: Walter Cramer



Im November zeigte sankt gertrud: kirche+ kultur die Arbeit **WEB-MINDSCAPE** von Claudia Robles-Angel.